

Vergißeinnicht 1910

7 (1910)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Juli 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Ein katholisches Basutoweib, den irdenen Wassertopf tragend.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Im Klosterfrieden.

So still ringsum... wie traumverloren plaudert
Im Hof der Brunnen nur gedämpften Schalls,
Und seiner Wasser Silberfülle zaudert,
Als fürchte sie den Klang des Niederfalls.

Ein eng Gevierte nur: schmucklose Räume,
Im Kreuzgang des zerfleichten Heilands Bild —
Geschlossene Pforten — keusch umhagte Träume —
Und Stille rings, so wonnig, süß und mild.

Im Garten duften die Drangenblüten,
Und dichter Efeu überspinnt die Wand,
Als woll' er diesen heil'gen Frieden hüten
Vor Stürmen und des Lebens Sonnenbrand.

Zuweilen flattert nur ein Nonnenschleier
Im Wind auf oder girrt ein Taubenpaar —
Der Himmel strahlt herein in blauer Feier,
So eng begrenzt — doch ach, wie mild, wie klar...
Marie Eugenie delle Grazie.

Wohin mit unsern Studenten?

Der hochwürdigste Herr Propst von Mariannhill hat mit Zustimmung seines Rates die Bestimmung getroffen, daß künftighin keine Studenten-Postulanten mehr nach Mariannhill befördert werden sollen, die nicht schon das Gymnasium vollständig absolviert haben. Bisher war solches nicht der Fall. Das Missionskloster Mariannhill bot und bietet heute noch Gelegenheit, die noch fehlenden Gymnasialstudien nach dem Noviziat dort zu vollenden. Wegen Mangel an eigentlichen Missionaren für eine ausgedehntere Mission haben aber nach und nach manche Patres, die sich dort als Professoren betätigten, in direkten Dienst der Heidenmission gestellt werden müssen, andere werden ihnen aus demselben Grunde folgen müssen.

Wir werden darum jungen Leuten mit Anzeichen des Berufes für unsere Mission, die aus dem besagten Grunde noch nicht nach Süd-Afrika reisen dürfen, zur Schätzung ihres Berufes auf andere Weise gerne entgegenkommen, so lange diese noch nicht in dem von uns geplanten Probe- oder Missionshaus in vollkommener Weise wird stattfinden können.

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“

Die Mariannhiller Mission seufzt unter dem Drucke der Wahrheit, die in diesen Mahnworten des Herrn für sie enthalten ist.

Wohl habe ich angefangen, „Bausteine“ für ein Missionshaus zu sammeln, allein die bisher eingelaufenen reichen noch lange nicht, ein solches großes Haus auch nur anfangen, geschweige denn vollenden zu können. Dazu hat der hl. Vater Pius X. letztes Jahr Bestimmungen getroffen, durch welche es Ordensleuten erschwert wird, Hypotheken aufzunehmen. Ich bitte darum wiederholt, auch bei dieser Gelegenheit, um Bausteine (Vergl. Nr. 3 des „Vergißmeinnicht“) für das so dringend notwendige Missionshaus. Inzwischen habe ich aber Schritte getan, die es mir ermöglichen, für unsere Mission bestimmte Studenten in bewährten guten Konvikten unterzubringen, ihnen auch in Bezug auf Bestreitung ihrer Unterhaltungskosten, falls sie diesbezüglich der Unterstützung bedürftig und würdig sind, einigermaßen entgegenkommen zu können. Es mögen sich jedoch nur solche brave, talentvolle Knaben, welche der Volksschule entwachsen sind, oder schon einige Gymnasialklassen absolviert haben, empfohlen durch die besten Zeugnisse, mit entschiedener Neigung, später in die Mariannhiller Mission ein-

zutreten, zu dem Zwecke melden, um dann Näheres von mir zu erfahren.

Unsere Missionsfreunde werden gütigst gebeten, diese Mitteilung in weitere Kreise zu tragen.

Der Missions-Profurator.

Aus dem Missionsleben.

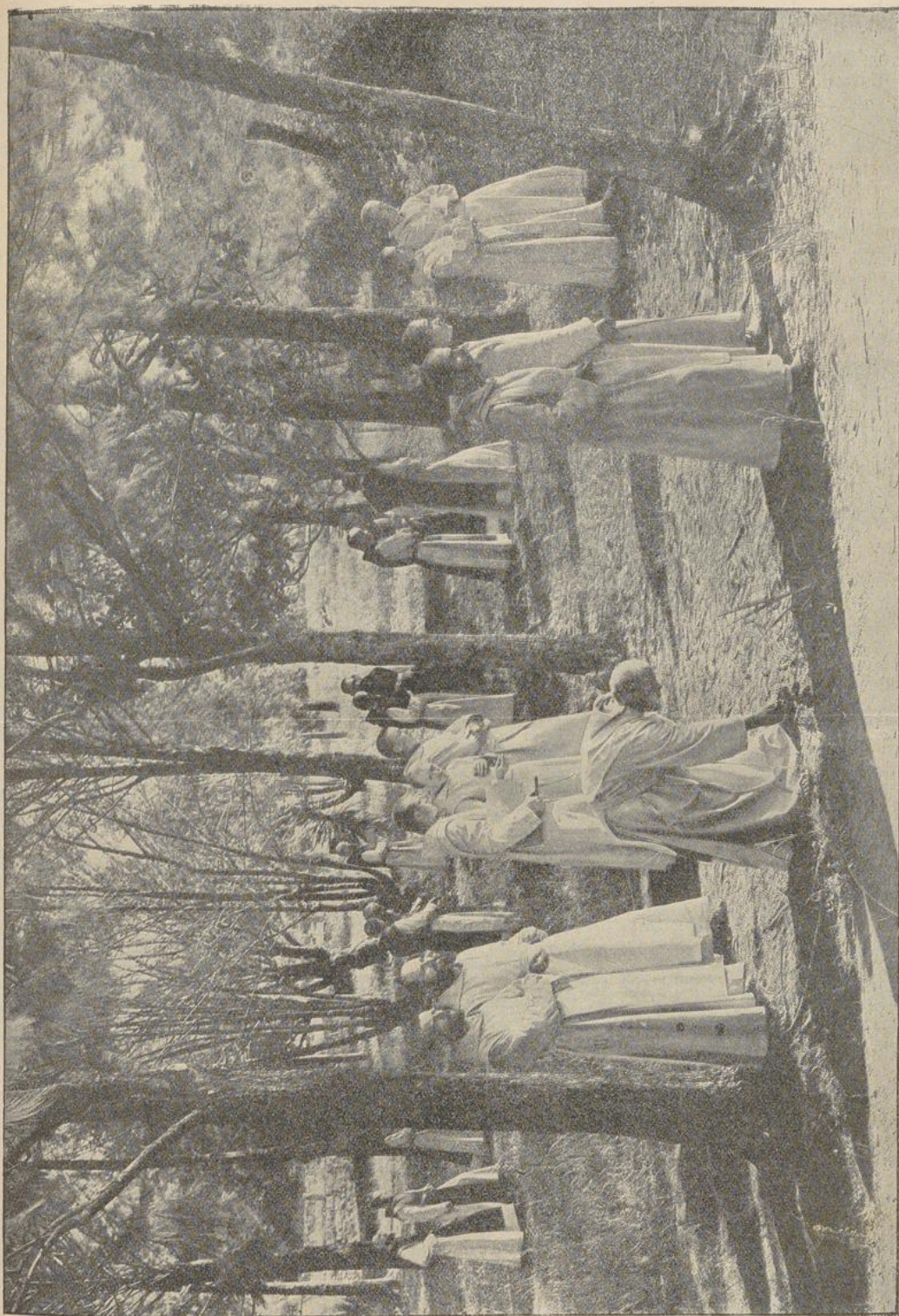
Von Schwester M. Eusebia, C. P. S.

Maria-Linden, 27. Dez. 09.

Heute möchte ich unsere geehrten Leser einladen, einem kleinen Rückblick auf das vergangene Schuljahr 1909 zu folgen, um die Freuden und Leiden in meiner Missionschule kennen zu lernen.

Nach Ablauf der vom Kap-Gouvernement festgesetzten Weihnachtsvacanz wurde Ende Januar die Schule wieder eröffnet. Unsere lieben kleinen und großen Schulkinder beteiligten sich mit reger Begeisterung am täglichen Schulbesuche, denn in diesem Quartal findet die jährliche Prüfung durch den Schulinspektor statt. Da gab's nun ein Buchstabieren und Rechnen ohne Ermüdung. Alle wollten ihre Klasse absolvieren. Die Kinder kamen wiederholt zu uns Schwestern mit der Bitte ums Gebet für guten Erfolg. Endlich am 23. März ist der gestrenge Herr angekommen. Morgen ist also Prüfung!

Schon ziemlich frühe erscheinen unsere tapferen Kandidaten, jeder und jede in der besten Garderobe, die zur Verfügung steht, denn heute ist ein ereignisvoller Tag! Auf Wunsch des Inspektors zuerst Turnen. Das spielt eine bedeutende Rolle im englischen Schulsystem der Kapkolonie. In unseren Missionschulen erstreckt sich natürlich das Turnen nur auf Hand-, Fuß- und Körperbewegungen, die auf Kommando zur Ausführung kommen. Die Kinder haben immer große Freude daran und machten alles so flott und exakt, daß der Herr Inspektor nur Lob spendete. Nachdem auch ihr musikalisches Stimmorgan probiert ist, werden die schriftlichen und mündlichen Rechnungen, Lesen, Deklamieren, Rechtschreiben usw. geprüft. Jeder Schüler erhält die seiner Klasse entsprechenden vier Rechenaufgaben. Ist die dafür bestimmte Zeit vorüber, macht der Inspektor die Runde zum Examinieren. O weh! Das Rechnen geht dem Schwarzen nicht so flott von der Leber wie das Exerzieren! Die schönen Zahlen werden vielfach mit der Kreide durchstrichen. Der Rechenkünstler ist enttäuscht. Verdutzt betrachtet er seine Tafel. Zwei, zuweilen auch drei Antworten sind mißlungen. In so eingehender Weise wird auch im Lesen usw. vorgegangen. Es ist 12 Uhr, und noch ist die Prüfung



Eine kleine Erholung während der Freizeit.

nicht zu Ende. Um 1 Uhr beginnt die zweite Sitzung, die dann endet mit dem Verlesen des Resultats, welches im allgemeinen sehr befriedigend war, da vier Fünftel der Schüler bestanden.

Doch die Sonne scheint nicht immer. So kommt

auch jetzt für die Missionschwester bald eine weniger freudreiche Zeit. Ende April wird es hier schon kalt. Der Winter ist im Anzug. Die Kinder erscheinen nicht mehr so regelmäßig in der Schule. In Betreff der Schwarzen besteht keine Schulpflicht, und noch lange

wird es dauern, bis Schulzwang eingeführt werden kann. Unser hochw. Missionsoberer verpflichtet wohl die kath. Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, allein wir haben viele kath. Kinder, deren Vater noch heidnisch ist und daher keine Elternpflicht kennt. Ein Drittel unserer 70—75 Schulkinder sind noch nicht getauft. Diese werden selbstverständlich von ihren, noch ganz im Heidentum gefesselten Eltern nicht zum Schulgehen angehalten. Diese armen Heidenkinder sind oft Gegenstand meiner stillen Bewunderung, wenn ich bedenke, wie sie aus reinem, innerem Antrieb, ohne jegliche Pflicht, unsere Schule besuchen. Hier ist der Beweggrund nur ein Verlangen nach etwas Höherem und Besseren, als was sie in den heidnischen Kraals finden. Eine gute Behandlung, Liebe und Wohlwollen von Seite der Lehrerin ist dem, von den Eltern sich selbst überlassenen Heidenkind eine ungeahnte Neuheit. Deshalb dünkt auch dem armen Kinde der Schultag angenehm und begehrenswert.

Doch die Maisernte (Mai und Juni) ist nun wieder da. Der heidnische Vater hat zum wenigsten drei, oft fünf bis sechs Weiber, und seine zahlreichen, die Schule besuchenden Mägdelein müssen dann alle in die Felder zur Ernte, dazu auch tüchtig Kaffernkorn mahlen, (was durch Reiben mit einem länglich-runden Stein geschieht), um dem gestrengen alten Vater das gewohnte Bier zu brauen. Durch diese Biergelage und andere Erntefeste wird die Erntezeit bedeutend in die Länge gezogen. Solange der Heide unbekehrt bleibt, ist an dieser Mode nichts zu ändern. Die Schwester Lehrerin kann nur geduldig 6—8 Wochen abwarten, bis endlich an einem glücklichen Montag — denn während der Woche fängt der Kaffer keine neue Ordnung an — ihre Heiden-Mägdelein wieder da sind. Auch der Missionar muß die heidnischen Verhältnisse in Betracht ziehen und kann hier keine Strafe diktieren, da ja doch der heidnische Vater seinen Kindern das tägliche Brot verabreichen läßt, was der Missionar einer Tagesschule nicht immer kann.

Wie steht es unterdessen mit den christlichen Familien? Hier sieht es zwar nicht so schlimm aus, dennoch sind der Uebel genug vorhanden. Es fehlt z. B. das Kind einer katholischen Familie schon einige Tage in der Schule. Die Schwester fragt nach der Ursache, und die Antwort lautet: „Es mag nicht mehr.“ Am Sonntag, wenn die Mutter zur Kirche kommt, erkundigt man sich wiederum, und diese, ohne zu ahnen, daß sie ihre Nachlässigkeit in der Erziehung bloßstellt, gesteht: „Ich kann nichts machen, mein Kind will nicht.“ Mit solchen und ähnlichen Worten glaubt sie sich und ihr Kind genügend entschuldigt. Das Hilfsmittel, Rute und Stock zu gebrauchen, um den Eigenwillen zu brechen, wollen die schwarzen Christen nur schwer verstehen. Sie fürchten sich, ihre Kinder zu strafen. Nur im Zorn greift der Schwarze zum Stock. Es liegen Fälle vor, wo der christliche Vater bat, P. Missionar möge sein ungehorsames Söhnchen doch gütigst strafen, da er selbst solches unmöglich tun könne. Daraufhin hat schon manches faule Bürschlein seine Rutenstreiche abgezählt erhalten.

Eine neue Enttäuschung wurde mir bereitet durch den Verlust einiger Knaben, 15—16 Jahre alt, welche die Schule verließen, um in den Goldminen von Johannesburg Arbeit zu suchen. Dieser Vorfall war umso mehr überraschend, da diese Knaben sich stets durch Fleiß und gutes Betragen auszeichneten. Was wird heute aus ihnen geworden sein, so ganz sich selbst

überlassen, in Mitte von unzähligen Gefahren für das Seelenheil? Die Knaben hatten schon die heiligen Sakramente, Beicht und Kommunion, empfangen; ihre Eltern sind zum Teile noch ungetauft. Nach 1 oder 2 Jahren werden die Jungen wohl wieder zurückkommen, aber wie steht's dann wohl mit ihrem kath. Glauben?

So vergingen die Wochen und Monate im Dienste Gottes und der Mission. Am 9. November war schulfrei. Der hochw. P. Maurus, damals Rektor der benachbarten Station Mariazell, meldete schon drei Wochen vorher einen auf diesen Tag festgesetzten Besuch mit seinen Schulkindern an. Das war für uns alle eine hocherfreuliche Nachricht!

Unser P. Rektor bestimmte, daß mit dem weltlichen Feste auch eine kurze religiöse Zeremonie verbunden werde. Unsere Schule war bisher noch keinem besonderen Heiligen geweiht. Deshalb sollte sie am genannten Tage einen eigenen Schutzpatron erhalten: nämlich den hl. Erzengel Michael.

Zu diesem Zwecke wurde das Schulhaus mit kleinen Fähnchen und frischem Grün geziert. Gegen 9 Uhr morgens kam der hochw. P. Rektor von Mariazell mit seinem schwarzen Hilfspriester, dem hochw. Andreas Ngibi, an. Nach kurzer Zeit marschierten die Zeller Kinder vergnügt daher, begleitet von den Lehrschwestern, die jedoch den Weg von 2—3 Stunden zu Pferd zurückgelegt hatten. Unsere Kinder eilten zum Willkomm entgegen. Unter jubelndem Gesang zog die muntere Schar hier ein. Vor der Schule machten sie Halt, und nachdem die Ankommenden in einem kräftigen, schönen Liede die Begrüßung erwidert hatten, wurde etwas gerasstet und geplaudert. Bald begrüßte hochw. P. Maurus die Versammelten — es waren die Eltern der Kinder und andere Erwachsene anwesend — mit einer kurzen Anrede, worin er auch auf den heute erwählten, mächtigen Schutzpatron der Schule und Kinder hinwies. Dann rief die Glode zur Kirche, und alle eilten zum sakramentalen Segen.

Hierauf führten unsere Kinder ein kleines Hahnenpiel auf. Zu diesem Zwecke war jedes Kind mit zwei kleinen, bunten Fähnchen versehen, womit sie nun auf dem freien Platz vor der Schule paradierten. Die Übungen boten besonders den schwarzen Zuschauern eine angenehme Unterhaltung, die mit Gesang ihren Abschluß fand, wobei die bekannte Nationalhymne „Heil unserm König Heil“ nicht fehlte.

Nun folgte die Mahlzeit. Diese hatte die Mission Mariazell freigebig gespendet. Unglücklicher oder glücklicher Weise hatte man nämlich einen kranken Ochsen schlachten müssen. Die Schwarzen essen unbeanstandet das Fleisch eines verendeten Tieres, umso mehr das eines kranken. Jedes Schulkind erhielt Fleisch, Brot und Kaffee oder Letting (leichtes Kaffernbier). Nachher belustigte sich die vergnügte Jugend mit ihren eigenen Kinderspielen, wobei ihnen die Zeit nur zu schnell verging. Bevor wir es vermuteten, war die Scheidestunde herangerückt. Unter den Klängen eines munteren Abschiedsliedes marschierte nun die lustige Gesellschaft dem lieben Mariazell zu, und bald darauf herrschte wieder die hl. Stille in unserem trauten Maria-Linden.

Für einige Wochen ging dann alles wieder nach der gewöhnlichen Tagesordnung. Von 9—11 Unterricht; hierauf Katechese und 15 Minuten Gesang oder Turnen; 12 Uhr Pause; 1—3 Uhr wieder Unterricht; 3—4 Uhr Arbeit der Kinder; Das ist unsere Ordnung an fünf Tagen der Woche. Samstag ist immer schulfrei. Der Religionsunterricht ist gegen Mittag, weil

um 9 Uhr gar oft die Langsamen noch abgehen. Das ist auch nicht ganz zu verhüten, denn manchmal verspätet sich die schwarze Hausfrau beim Kochtopf, weil sie eben keine Uhr hat. Sie kennt keine Zeit und beschäftigt sich für gewöhnlich nur, wie es eben die Umstände mit sich bringen. Bei ihr gibt es keinen Waschtage oder Bügeltag. Ist ihr Gewand gehörig schmutzig, so geht sie an einem Vormittag zum Fluß, um es zu waschen. Die Sonne trocknet es schnell und sie kehrt zurück im frisch gewaschenen Feststaat. Für ihre Kinder wäscht sie nicht. Diese, von der Schulschwester dazu aufgefordert, begeben sich am Donnerstag nachmittag zum Fluße, um ihre wenigen armeligen Kleidchen zu waschen. Die Pflege des Reinlichkeitssinnes bei den schwarzen Kindern einer Tageschule ist eine schwierige Aufgabe für eine Missionschwester.

Zeiten verschiedene Antworten geben, je nachdem ihn gerade die eine oder andere Idee beherrscht.

Bei der Verheiratung eines Häuptlings folgt auf die einleitenden Zeremonien, die wir im vorhergehenden beschrieben haben, der Hochzeitstanz. Die Verhandlungen können übrigens Tage, ja Wochen in Anspruch nehmen, und die ganze Zeit über ist die Braut und ihre Begleitung gezwungen, in einer der Hütten zu wohnen, die speziell für sie in Bereitschaft gestellt wurde. Ist der Handel endlich zum glücklichen Abschluß gekommen, so werden Ochsen geschlachtet und die ganze weite Nachbarschaft ist für Tage und Wochen zu Gast geladen.

Bei der Hochzeit eines gewöhnlichen Mannes geht es natürlich einfacher her. Sobald die Verhandlungen zum Abschluß gekommen, zieht da die Braut samt



Die Schlucht am Tafelberg bei Mariannhill.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Ist endlich alles, was das „Lobola“ anbelangt, zur gegenseitigen Zufriedenheit geordnet, so wird ein Ochse geschlachtet, und von dessen Fleisch eine tüchtige Portion an die Männer aus der Verwandtschaft der Braut gesandt. Durch diesen hochwichtigen Akt wird der Vertrag noch mehr befestigt, ja einzelne meinen sogar, die Verlobung werde erst dadurch rechtskräftig. Andere dagegen behaupten — und das ist die gewöhnliche Ansicht unter dem gemeinen Volk — die Verhandlungen gewinnen Gesetzeskraft schon durch die bloße Uebergabe der Lobola-Kinder. Die Eingeborenen sind in der Beantwortung solcher Fragen selten konsequent; ein und derselbe Mann kann zu verschiedenen

ihrem Gefolge aus dem elterlichen Kraale fort. Sie prangt im höchsten Feststaat, wobei bunte Glasperlen eine hervorragende Rolle spielen. Eine solche Hochzeitspartie macht mehrere Tage hindurch in den benachbarten Kraals herum die Runde und genießt dabei überall die vollste Gastfreundschaft. Heutzutage indes kommen solche Vorhochzeitstouren nur mehr selten vor.

Am Vorabend des Hochzeitstages verläßt das Gefolge der Braut deren Heimatskraal zu einer vorher festgesetzten Stunde, doch so, daß die Neuvermählte das Haus ihres Bräutigams nicht vor Sonnenuntergang erreicht, denn eine Frau darf ihres Ehemannes Schwelle bei ihrem erstmaligen Einzug nicht bei Tage überschreiten. Dabei führt die Gesellschaft die Kuh mit sich, welche der Vater immer seiner

Tochter als Heiratsangebinde überläßt. Diese Ruh gilt gewissermaßen als heilig; sie ist den Geistern der Vorfahren geweiht und leitet das Geschick des Weibes und ihrer Kinder. Ein Haar aus dem Schweife dieses Tieres wird dem Säugling um den Hals gebunden und bringt ihm sicheres Glück. Stirbt die Kuh, so ist das ein trauriges Zeichen; offenbar sind die Geister der Vorfahren ganz von der Familie des Weibes gewichen. In Zeiten großer Bedrängnis jedoch gilt es als ein den Geistern der Voreltern sehr angenehmes Opfer, wenn man ihnen diese heilige Kuh schlachtet.

Beim Kraale des Bräutigams angekommen, pflegte in früherer Zeit die Hochzeitsgesellschaft zu warten, bis sämtliche Jünglinge sich stellten, als lägen sie bereits in tiefem Schlafe. Nun betrat der ganze Trupp die Wohnstätte unter Gesang. Hütten für ihren Empfang waren schon zum voraus in Bereitschaft gestellt worden. Heutzutage kampiert die Partie der Braut meist außerhalb der Wohnstätte des Bräutigams, etwa am nächstgelegenen Bach oder Fluß, wohin ihnen aus dem Hause des Mannes Essen gebracht wird.

Glaubt man, die Leute des Bräutigams könnten zu den Trauungsfeierlichkeiten allgemach bereit sein, so begeben sich aus dem Gefolge der Braut einige Männer in dessen Wohnung. Hier tun sie, als befänden sie sich auf einer Reise; sie verweilen übrigens eine Zeitlang im Kraale und beginnen dem Bräutigam allerlei schmeichelhafte Dinge zu sagen, nennen ihn einen schmucken, gewandten Jungen usw., ziehen sich dann aber wieder zurück, um kurz darauf mit dem Führer ihrer Partei neuerdings zu kommen. Letzterem steht es zu, die Braut zu übergeben. Leider hegt aber dieser über den Wert des Bräutigams die rein entgegengesetzte Ansicht; er erklärt, was seine Freunde da eben geschwätzt hätten, sei der reinste Unsinn. Der Bräutigam sei offenbar ein ganz unbedeutender Mensch, und dürfe sich wahrlich gratulieren, daß er ein so vortreffliches Weib bekomme. Das Mädchen, das er bringe, sei ein Ausbund von Schönheit, Kraft und weiblicher Anmut.... Noch lange preist er all' ihre Vorzüge im Detail und versichert männiglich, der Bräutigam bekomme seine Auserwählte um einen wahren Spottpreis; noch nie in seinem Leben habe er einen so ungleichen Handel gesehen.

Nun sendet der Chefandidat eine Art Unterkleid an den Fluß zu seiner Geliebten, welche dieses Kleidungsstück während der nun folgenden Vermählungsfeierlichkeiten tragen muß. Ueberdies schmückt sich die Braut mit einem ganz unglaublichen Gehängsel von Perlen und buntfarbenen Schmuckstücken. Selbst über ihre Augen hängt ein Schleier von Glasperlen. So was braucht natürlich Zeit, und eine Kaffernbraut hat ebenso ihre liebe Not, mit ihrer Toilette rechtzeitig fertig zu werden, wie irgend eine moderne Dame. Man könnte 100 gegen 1 wetten, daß sie zum „Aufbruch“ zu spät käme, hätte nicht die Gewohnheit dem Bräutigam ein Mittel an die Hand gegeben, um das ihn mancher zivilisierte Chemann beneiden könnte. Er hat nämlich das Recht, einen eigenen Mann aufzustellen, dessen einzige Aufgabe die ist, die Gesellschaft der Braut zur Eile anzuspornen. Dieser Mann darf sich alle möglichen Freiheiten erlauben, die man ihm zu einer anderen Zeit sehr verübeln würde. Er setzt einen Streich nach dem andern in Szene, um die Leute zu bewegen, schnell voranzumachen, kurz, er

macht sich so gründlich lästig und unbequem, daß die Gesellschaft schließlich nicht mehr anders kann und bloß deshalb aufbricht, um die ewigen Quälereien und Neckereien dieses Menschen los zu werden.

Man marschirt also dem Kraale des Bräutigams zu. Die Braut ist mitten im Hochzeitszuge verheddelt und beginnt einen Gesang. Da plötzlich laufen ihre Freunde und Freundinnen nach allen Richtungen auseinander und stellen sie so dem Blick der Versammelten bloß. Ihre Begleiter beginnen einen Tanz, und die übrige Gesellschaft sieht zu. Sie, die Neuvermählte, aber nähert sich und will sich mit den zahlreichen Weibern ihres künftigen Eheherrn auf guten Fuß stellen; sie stellt an dieselben laut die Bitte, doch mit ihr gut zu sein. Diese aber erwidern in echt kaffrischer Goldseligkeit, das hänge ganz davon ab, wie sich die neue Genossin benehme. Dies flößt der Braut solchen Schrecken ein, daß sie entsetzt die Flucht ergreift. Für ein glückliches Wiedereinfangen der Ängstigten ist natürlich schon gesorgt.

Hat die Gesellschaft der Braut zu tanzen aufgehört, so kommt des Bräutigams Gesinde an die Reihe, und die Männer tanzen nach Herzenslust. Etwas später wird eine Pause gemacht, um sich dem Schmaus hinzugeben. Mit Einbruch der Nacht beginnt die Neuvermählte, die inzwischen ihre Verhüllung abgelegt hat, im Kraalgehege umherzuwagieren und tut neuerdings, als wolle sie davonlaufen. Ihre Freundinnen rennen hinter ihr her, gleichsam, um sie den Händen der Genossen des Bräutigams zu entreißen, die sie in aller Hitze verfolgen. Doch auch diesmal ist beiderseits für ein fröhliches Wiedereinfangen hinreichend Vorsorge getroffen.

Am folgenden Tag findet eine große Schmauserei statt und die Braut erscheint zum Tanze. An diesem letzten Tag des Festes findet ein Ochsen-Wettrennen statt, wobei sich die junge Frau und zwei ihrer Gespielinne, die nur eine Leinwandhülle aus Tierfellen tragen, mit rotem Ocker bemalen. Die Hochzeiterin hält einen Affegai in der Rechten, ihre Genossinnen aber führen einen Flaschenkürbis bei sich, der Wasser mit darin schwimmenden Perlen enthält. Die Braut wäscht sich mit diesem Wasser und sprengt dann davon über die Männerwelt.

Nun hat die Neuvermählte die Freiheit, allen in sich angesammelten Dampf ausströmen zu lassen; und sie pflegt davon redlich Gebrauch zu machen; denn sie beschimpft den ihr angetrauten Wilden nach Noten und gibt ihm die verächtlichsten Namen, die ihr nur immer einfallen. — Ein Stückchen grimmigen Humors! Verkostet sie doch heute zum letztenmal die Süßigkeit des freien, ungebundenen Lebens, und so sie an einen alten, garstigen Mormonen verkauft wird, der vielleicht schon ein paar Duzend Weiber hat, kanzelt sie ihn gehörig herunter wegen seiner abscheulichen Selbstsucht und Lüsterheit. — Geht ihr endlich der Atem aus und versagt ihr die Stimme, so nimmt man an, sie habe jetzt alles Gift und jedes Gallenbläschen für Lebenszeit ausgespuht, und wenn sie später nochmals schimpft, hat sie die Folgen rein sich selber zuzuschreiben. Zum Schluß zieht die Neuvermählte eine Feder aus dem Kopfpuz ihres Gebieters und wirft den Affegai in den Viehkraal. Ist auch das Vieh in den Kraal getrieben, so gilt die Trauung als vollendete Tatsache.

Die Freunde des Bräutigams richten nun an das neue Weib eine Anrede betreffs der Pflichten einer

wohlgezogenen verheirateten Frau, worauf sich eine Prozession in Bewegung setzt, wie um ihr den Weg zu ihrer Hütte zu zeigen. Eine Person trägt einen Flaschenkürbis, eine andere einen Bündel Brennholz, eine dritte einen Bund Dedgras, andere erscheinen mit Kochtöpfen, Beßen und dergleichen Hauseinrichtungsartikeln. Alle stellen symbolisch die neuen Pflichten des Weibes dar. Einige junge Burschen aber gehen an der Spitze des Zuges und räumen alle etwa da liegenden Steine aus dem Weg.

Uebrigens kann die Gültigkeit der ganzen Feier nochmals in Frage gestellt werden. Denn bevor die genannte Prozession beginnt, unmittelbar nachdem die Braut den Affegai in den Viehtraal geschleudert hat, darf sie nochmals eine Anstrengung machen, ihre Freiheit zu gewinnen. Sie rennt aus Leibesfräster davon, und einer der jungen Burschen setzt ihr nach, sie einzufangen. Gelingt ihm das nicht, so ist das Mädchen nach dem Gesetze frei und kann zu ihrem Vater zurückkehren. In diesem Fall muß die ganze Heiratszeremonie wiederholt werden. Doch dieses Davonlaufen ist selten ernstlich gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Bitte um Glocken.

Schon wiederholt haben wir im „Bergißmeinnicht“ unsere geehrten Leser und Wohltäter um Glocken gebeten, vielfach haben wir ihnen auch in unserem Blättchen erzählt, welchen Jubel die Ankunft einer Glocke oder gar eines ganzen Geläutes unter unseren Christen und Katechumenen hervorgerufen. Doch neue Bedürfnisse drängen uns immer wieder zu neuen Bitten. Von den alten Missionszentren aus werden fast ständig neue Außenposten gegründet, und diese benötigen wenigstens ein kleines, bescheidenes Glöcklein; oder eine ältere Station hat zwar eine ansehnliche Kirche, allein es fehlt ihr noch immer ein würdiges Geläute.

So schrieb uns jüngst der Hochw. P. Erasmus Hörner von der Missionsstation St. Michael aus: „Der hl. Erzengel Michael, der oberste Fürst aller himmlischen Heerscharen, der Beschützer der hl. Kirche Gottes und der besondere Patron unserer hiesigen Mission, wünscht sein „Quis ut Deus?“ mit eindringlichem Schalle allen Gläubigen und auch den Tausenden von Heiden, die noch im Umkreise von 6–10 engl. Meilen von unserer Station wohnen, zuzurufen, daß sich alle unter das süße Joch Christi beugen und ihre Seelen retten mögen durch Betätigung des christlichen Glaubens.“

Ein vorzügliches Mittel hiefür wären drei harmonisch gestimmte, kirchlich benedizierte Glocken.

Ich würde sie den drei hl. Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael weihen, und sie sollten mir mit eherner Stimme über Berg und Tal und in jedes Menschenherz laut hineinrufen: „Quis ut Deus?“ Wer ist wie Gott? Befehret euch zum Herrn, eurem Gott, und verherrlicht gemeinsam mit uns die allerheiligste Dreifaltigkeit! —

Wir halten diese unsere Bitte für wohlberechtigt, denn unsere Missionsstation St. Michael hat zwar seit Jahren eine hübsche, geräumige Kirche, erbaut von der Mühe und dem Schweiß unserer Brüder, allein über derselben hängt nur ein kleines Glöcklein mit schrillen, gellendem Tone, der unwillkürlich an eine Farmer- oder Bahnhofsglocke erinnert.“

So P. Erasmus; unser Hochwürdigster Propst Gerard Wolpert aber bittet um ein würdiges Geläute für seine alte Missionsstation Ezenstochau, wo, wie mehrfach angedeutet, eine neue größere Kirche gebaut werden muß.

Ihm schließt sich der Schreiber dieser Zeilen an mit der Bitte, um ein mittelgroßes, etwa einen Zentner schweren Glöcklein für die Missionsstation St. Augustin. Es ist die jüngste unserer Missionen, die wir, gegründet vom hochwürdigen P. Mahr, aus besonderer Veranlassung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs übernommen haben. Die Christen und Kate-



Die Aussteuer einer Kaffernbrant.

chumenen wohnen hier in einem Umkreise von mehreren Stunden, das Glöcklein aber, das sie zum Gottesdienst ruft, ist so klein, daß man sein schwaches Stimmchen kaum eine Viertelstunde weit hört. Und ähnliche Anliegen gibt es auf unseren übrigen Stationen und Katechesenstellen noch viele.

Eine Glocke ist für den Missionär von unschätzbarem Wert. Kommt er z. B. zur Katechesenstelle geritten und fehlt das Glöcklein, so muß er zuerst mühsam die Leute zum Unterricht zusammenrufen, was in diesen einsamen Gebirgsgegenden, wo fast jeder Kaffer für sich in seinem eigenen Kraale wohnt und zwar der eine hier, der andere dort, dieser auf stolzer Bergeshöhe, jener tief unten im Tale, immer viel

Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Ganz anders aber, wenn er nur das Glöcklein zu ziehen braucht; alles weiß dann: „der Missionär, der geistliche Vater ist da,“ und zu Duzenden eilen sie dem betreffenden Kraale zu. Noch mehr: das Glöcklein mit seinem reinen silberhellen Tone dringt infolge der kirchlichen Benediktion mit wunderbarer Macht bis ins Innerste des menschlichen Herzens hinein und stimmt es zur Sammlung und zu heiligem Ernst, es erhebt Seele und Gemüt himmelwärts und disponiert den Menschen zur willigen Aufnahme des christlichen Unterrichtes.

Geht der Missionar wieder fort, so ist es, wenn ein Glöcklein fehlt, Tage, vielleicht Wochen lang so leer, wie ausgestorben und in der ganzen Gegend erinnert nichts mehr an die Ausaat des christlichen Glaubens, alles hat einen ganz heidnischen Anstrich.

alle zu rufen. Desgleichen fehlt ihm die nötige Fülle, wenn auf größeren Stationen, die vielleicht schon ein Jahrzehnt und darüber bestehen, besondere Festlichkeiten veranstaltet werden, z. B. die Taufe einer größeren Anzahl von Katechumenen, die erste hl. Kommunion, Trauungen und Beerdigungen hervorragender Persönlichkeiten, oder große kirchliche Festtage, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam. Da gehört unbedingt ein größeres harmonisches Geläute dazu, um dem großen Tag den rechten Glanz und die volle christliche Weihe zu geben.

Der Schwarze fühlt die eigenartige Wirkung eines Geläutes so gut wie der Weiße. In festlich gehobener Stimmung eilt er dem Gotteshause zu, sobald ihn die Glocken rufen. Er weiß, heute ist ein großer, kirchlicher Gnadentag, und feiert ihn mit aus ganzem Herzen und danket dem Herrn für die Gnade des heiligen katho-



Erster Glockenturm einer Missionsstation.

Ist dagegen ein Glöcklein da, und wäre es nur auf einem armseligen Holzgerüst vor dem Kraale aufgehängt, so mahnt es des Tages dreimal, morgens, mittags und abends zum „Engel des Herrn“. Es ist das eine tägliche Predigt, läßt jedesmal hunderte von Ave Maria zum Himmel steigen und verleiht der ganzen Gegend ein spezifisch christliches, katholisches Gepräge....

Und wer so ein Glöcklein stiftet, streut als „Hilfsmissionar“ Segen und Gnade aus im Heidenlande viele, viele Jahre hindurch, solange eben das Glöcklein seinen Ruf erschallen läßt und unterstützt somit die heilige, katholische Sache noch weit über das Grab hinaus.

Zürwahr, so ein Glöcklein tut in der Mission gar prächtige Dienste. Für größere Posten ist es allerdings nicht mehr recht am Platze. Wenn sich z. B. die Mehrzahl der Bewohner eines Distriktes zum katholischen Glauben bekennen, reicht das Glöcklein mit seinem schwachen Schall nicht mehr aus, sie

lichen Glaubens. Und auch mancher Protestant fühlt sich dadurch innerlich mächtig angeregt, er schließt sich dem katholischen Kirchenbesucher an, wird staunend Zeuge unseres herrlichen einzig schönen Gottesdienstes und gesteht offen, daß, was Glanz und Schönheit des Gottesdienstes anbelangt, sich keine der protestantischen Sekten mit der großen katholischen Mutterkirche messen kann. Damit ist er aber für die gute Sache schon halb gewonnen, und wenn er nur einigermaßen mit der Gnade Gottes mitwirkt, wird er sich über kurz oder lang dauernd dem Katholizismus anschließen.

Wer von unseren geehrten Lesern und Leserinnen will nun für ein so gutes, höchst vortreffliches Werk ein Opfer bringen? Wer ein Scherflein beitragen zu einem schönen, würdigen Geläute, oder ein eigenes, kleines Glöcklein stiften für unsere afrikanische Mission? Ein überreicher Gottessegens wäre ihm sicher für Zeit und Ewigkeit und an unserem Gebet und Dank würde es fürwahr auch nicht fehlen.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel. Die Flucht nach dem Heiligtume.

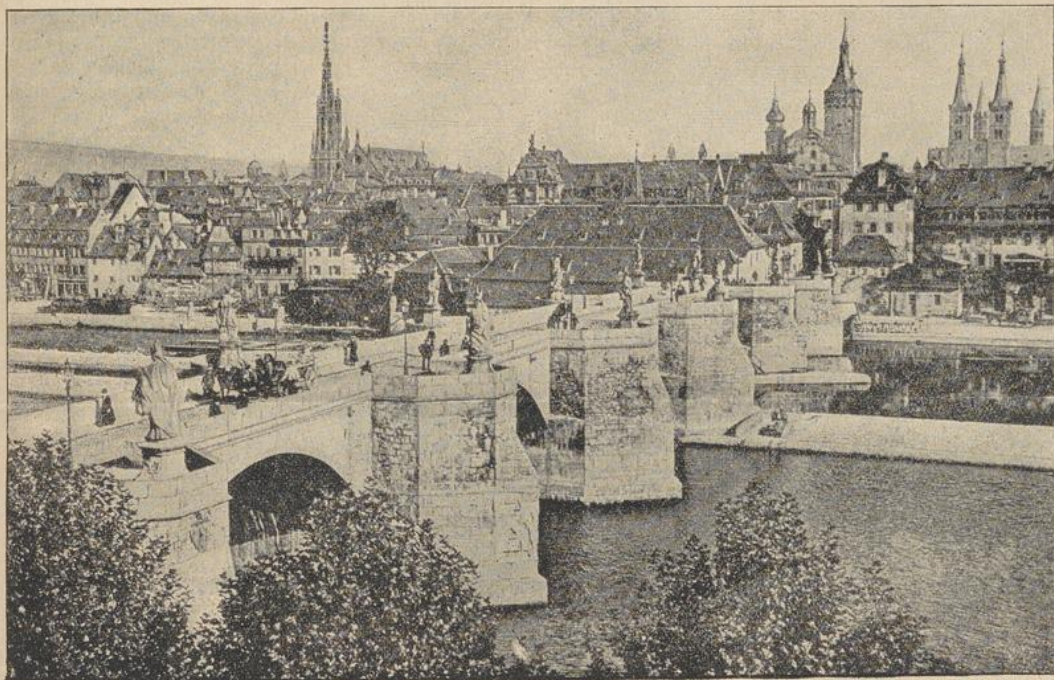
Nie in meinem Leben werde ich diesen qualvollen Ritt vergessen. Eine Stunde nach der andern rasten wir dahin, so schnell uns nur die Pferde tragen konnten. Der feine Staubregen hatte inzwischen aufgehört, dagegen brannte nun die Sonne mit stechender Qual auf den unbedeckten Kopf. Infolge meiner Wunden fuhr es mir bei jeder Erschütterung durch den Kopf, als wären es tausend Stiche und Hiebe.

Von Zeit zu Zeit kamen wir durch Kraale, wo rings umher Ermordete lagen. Hyänen und Aasgier sahen sich in ihrem Schmause durch unser Erscheinen unlieb gestört, und um die faulenden Leichname schwärmten ganze Wolken von Fliegen. Wir

uns halten. Der Reiter blieb zurück, wir konnten nicht auf ihn warten, denn schon tauchte am fernen Horizont eine neue Zuluhorde auf und verfolgte unsere Spur mit der Gier einer Koppel Jagdhunde, die hinter einem Wilde her ist. Wer zurückblieb, war ein Kind des Todes.

Endlich, — die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu — erreichten wir das Gehölz, das den Fuß des Impethne umgibt. Wir folgten unserem Führer und fanden einen gut ausgetretenen Fußpfad, der in eine Talsenkung mündete, die mit großen Steinblöcken besät war. Diese Senkung oder Kluft trennte den Impethne-Wald vom Ingeli.

Wohl war es mir, als hörte ich allerlei raschelnde Töne im dichten Buschwerk, allein mein Kopf war so schwer, so wirr, daß ich nur wenig darauf



Die alte Mainbrücke in Würzburg.

ritten scharf und dennoch hatten wir tausende dieser abscheulichen, rotköpfigen Dinger, die sich unablässig auf unsere Wunden setzten, zu Gefährten. Wischte ich sie noch so oft von Kopf und Händen weg, im nächsten Augenblick waren sie schon wieder da. Es kam mir vor, als reite ich Stunden, Tage und Wochen durch einen wirren Traum von Pein, von Stößen, Hieben, Stichen und Fliegen.

Der Himmel über mir flimmerte blutigrot, die ganze Gegend schien mir wie in einem grauen Nebel eingehüllt und in meiner Kehle brannte ein ganz entsetzlicher Durst. Als wir an einen Wasserlauf vorüberkamen, schwang ich mich vom Pferde, warf mich am Rande des Baches der Länge nach auf den Boden hin und hielt den Mund in das frische, kühlende Raß. Gierig sog ich einen Mund voll nach dem andern ein, stieg dann wieder auf mein armes, schweißtriefendes Köpflein und jagte den übrigen nach.

Das Pferd eines aus unserer Truppe begann zu hinken und konnte nicht mehr gleichen Schritt mit

achtete. Wie groß war daher mein Erstaunen, als plötzlich Hunderte bewaffneter Männer aus dem Gehölz traten und unseren Führer Ngokwenyama mit lautem Zuruf begrüßten.

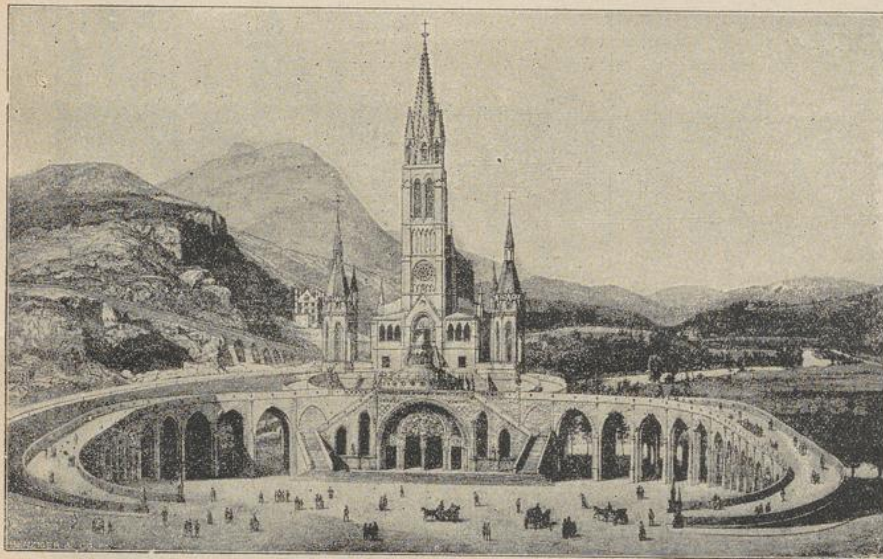
Ihre erste Frage war nach Ndabazine und den anderen Kriegern. „Die sind alle tot“, war die erschütternde Antwort.

„Wie steht's mit jenen, die nach Venyani gingen und nach den Kahlamba-Bergen?“ fragte Ngokwenyama. Ein hochgewachsener Kehla erwiderte gelassen: „Auch sie sind alle tot, Inkosi! Kaum mochten vier Stunden vergangen sein, daß sie vom Ingeli abgezogen waren, da fielen die Zulus über sie her und erschlugen sie alle: Männer, Weiber und Kinder. Nur einige Mädchen und das Vieh nahmen sie mit sich fort. Unsere Kundschafter sahen, wie es unter einer ziemlich schwachen Bedeckung über den Fluß getrieben wurde. Man brachte es jedenfalls ins Zululand.“

„Ist der Mais sicher in den Höhlen geborgen, und das Vieh in der Kluft?“ — „Ja, Inkosi!“

Auf ein vom Weißen gegebenes Zeichen stiegen wir von unseren Pferden und Klonnen, vom erwähnten Kehla geführt, den Fußpfad empor, der sich zwischen den Felsen hindurchwand. Mächtige Felswände starrten uns rings entgegen und kolossale Rollsteine, oft zwei Manneslängen hoch, lagen wie hingewälzt den Bergabhang hinunter. Die Seitenwände näherten sich einander immer mehr, sodaß der Fußpfad zuletzt nur noch einige Schritte breit war. Zuletzt stiegen sie ferkengerade zum Himmel auf, und ihre schwarzen, hochragenden Spitzen schauten mit wildem Grimm auf uns herunter. Aus allen Spalten und Löchern aber rieselte Wasser, und dazwischen wuchs von Klippe zu Klippe an den grauen, düsteren Flächen Gras mit Farnkräutern und Aloeblüscheln. Der Pfad selbst aber, auf dem wir emporstiegen, war rein und wohl ausgetreten.

Am engsten Teile des Passes machte der Fußpfad eine scharfe Biegung nach rechts und kurz darauf



Kirche in Lourdes (Frankr.-ich).

standen wir vor einer starken Schanze. Es war da aus großen Felsblöcken ein Wall aufgeführt; die ganze Mauer war mit scharf zugespitzten, nach außen gekehrten Holzpfählen gespickt, desgleichen der obere, etwa in Manneshöhe aufsteigende Rand. Der Eingang aber, breit genug, um einen Mann zu Pferd durchzulassen, war zu beiden Seiten von einer mit Schießscharten versehenen Mauer flankiert.

Nach einem Zwischenraume von etwa 30 Schritten kam eine zweite Schutzwehr, die aus Dornenzweigen und den Stauden vom Stechapfel bestanden, und auf welche später noch eine zweite aus Kamel-Dorn- und Aloegebüsch folgte.

Hier erweiterte sich die Kluft plötzlich zu einer Art Talbeden; es mochte etwa eine Viertelstunde breit sein und war rings von steilen Klippen und Felswänden umgeben. Das hintere Ende dieses Bedens war abgesperrt und zu einer Isibaya eingerichtet, die mit Kindern und Pferden angefüllt war. Mehr im Vordergrunde waren Dutzende von Hütten errichtet, andere waren noch im Bau begriffen, und eine Menge von Weibern und Kindern stand und saßen

in Gruppen beisammen. Das Ganze sah sich so glücklich und friedlich an, daß mir unwillkürlich Tränen in die Augen traten. Hatte ich doch seit geraumer Zeit keinen Kraal mehr gesehen, der nicht vom Feinde verbrannt und verwüstet war, und um den nicht rings die Leiber der erschlagenen Insassen lagen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir plötzlich das Herz so weich wurde; aber es war eben ein so süßes und trauriges Gefühl, die kräftigen Jungen bei ihren Spielen zu sehen, das Geräusch der Mahlsteine zu hören, zwischen denen die Weiber die Maiskörner zerrieben, und das fröhliche Geplauder des ganzen Volkes, das eben am Zurichten seiner Abendmahlzeit war. — Ach, Gott, nur eine einzige, kurze Woche noch, und sie alle waren erbarmungslos erschlagen und gemordet.

Auf ein Zeichen des Kehla sprang eine Schar muntere Knaben herbei, nahm uns die müden Pferde, die wir am Zügel führten, ab, und führte sie in die Isibaya hinein. Wir aber lauerten uns vor den Hütten am Boden nieder, und die Weiber brachten uns Amasi (saure Milch), Bohnen, Maisbrot und Utshwala (Kaffeebier). Wir aßen und tranken mit Appetit, und Ngokwennyama erzählte dabei dem alten Kehla die Ereignisse der letzten Tage. Der Kehla hatte in alter Zeit mit Ruhm im Basutolande gekämpft und genoss daher großes Ansehen. Aus diesem Grunde hatte man ihn auch zum Häuptling des Lagers am Impetigne ernannt. Die andern Häuptlinge und Indunas aber hatten sich rings um den Erzähler gesetzt und begleiteten jeden Bericht von einem neuen Unglücksfall mit tief aus der Brust gezogenen Tönen: „O! Hau, Mamô!“

In unserem Lager waren Dutzende von Stämmen vertreten: Tembus, Pondos und Pondomisi, Männer von dem Stamme, den ihr Weiße nun Amaci nennt, und viele andere, deren Namen heute vergessen und die nun alle in die gemeinsame Bezeichnung „Amabaca“ aufgegangen sind, d. h. jene, die in's Versteck sich flüchteten. So nannte man nämlich in späteren Jahren die wenigen, die von dem großen Gemetzel übrig geblieben waren.

Als es dunkel wurde, rückte von jungen Männern und älteren Kehlas eine Kompanie nach der anderen aus, um die Wachposten zu besetzen. Einige begaben sich zu den Schanzen, schleppten Baumstämme vor den Eingang und umgaben das Ganze nochmals mit einem Wall von Dornenzweigen; andere aber kletterten einen Pfad hinan, der in steilem Aufstieg der Front des Abhanges entlang zum Gipfel eines nahen Berges führte. Ich nahm den Pfad wohl wahr, hatte aber damals keine Ahnung, daß nach Ablauf weniger Tage Männer diesem Pfad entlang kämpfen würden mit

einer Wut, wie es einfach unerhört gewesen, seit dem Tag, da diese Erde in's Dasein trat, ausgebildet von u' Nkulunkulu, dem großen Meister dort oben. Ich hätte mir wahrlich nicht träumen lassen, daß die kräftigen Burschen, die jetzt so frisch und munter den steilen Pfad hinaufkamen, von eben demselben wie Schneefloeden herunterwirbeln würden, um am Fuße der Felsenwand eine Bank von Leichen aufzuhäufen, und dies alles, noch ehe der gehörnte Mond ein neues Viertel angelegt hatte.

So kam es später; damals aber dachte ich, es sei alles in Sicherheit. Kein Zulu wußte von diesem Plage, und wenn sie schließlich davon erfuhren, wie konnte ein sterblicher Mensch sich Hoffnung machen, die erwähnten Barrikaden zu stürmen?

Es kamen jetzt mehrere Männer vom Berge herab in unser Lager; andere kamen aus den Schanzen, wo sie Wache gehalten hatten. Nachdem alle ein Mahl eingenommen hatten, wurde es still und ruhig im Lager, und alle genossen der Ruhe.

Als ich mit Tagesanbruch erwachte, fand ich mich zwar infolge meiner vielen Quetschungen und Wunden noch etwas steif und ungelent, doch mein Kopf war wieder hell, und so wanderte ich getrost in der einem großen Wasserbassin nicht unähnlichen Thal senkung umher, wo unser Lager aufgeschlagen war. Ich kam zu einem dichten, etwa 50 Schritt tiefen Busch, der seitwärts den Berg hinauf lief. Weiber, mit Kalabäschchen auf dem Kopfe, gingen ab und zu. Ich näherte mich dem Gehölze und fand, daß ein Fußweg durch denselben führte, der am Eingang einer Höhle endigte. Dieser Eingang war eng und niedrig, sodaß man sich gehörig bücken mußte, um durchzukommen. Im Innern erweiterte sich der Raum zu einer beträchtlichen Höhle, an deren Wänden rings herum Tausende von Kürbissen, Kalabäschchen und mit Mais gefüllte Matten aufgespeichert lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.

Emaus, 18. März 1904. — Ich kam heute ziemlich müde von der benachbarten Missionsstation Lourdes zurück. Der Weg dorthin beträgt zwar bloß drei Stunden, allein in meinen Jahren ist selbst ein solcher Mit kein Vergnügen mehr, zumal, wenn man ein Reitpferd mit so vielen Untugenden hat, wie sie mein „Charlie“ aufweist.

Raum war ich nach Hause gekommen, da hieß es: „Der Mann mit der roten Decke war da; er sagte, seine Frau atme nur kurz; man möge kommen und sie taufen.“ Welche Bewandnis hatte es denn mit den Beiden? Nun, der Mann, der mit einer roten Decke herumzugehen pflegte (nach Art der Tembus), war schon hoch auf Jahren und konnte nichts mehr arbeiten, seine Frau aber war halb gelähmt, und somit waren beide auf fremde Hilfe angewiesen. Meistens kam der Mann zu unseren Missionschwestern und bat um etwas Essen. Die Krankheit der Frau schien mir keinen gefährlichen Charakter zu haben, allein vielleicht war es inzwischen schlimmer mit ihr geworden, und somit entschloß ich mich, sie sofort aufzusuchen, obgleich es bereits Abend war. In solchen Fällen ist es immer gut, man geht sogleich, um sich jeden Vorwurf zu ersparen, falls eine Seele sollte unerwartet schnell von hinnen abgerufen werden.

Der betreffende Kraal ist $1\frac{1}{2}$ Wegstunden von Emaus entfernt. Ich ging zu Fuß und nahm nur den Stod mit und meinen getreuen Hund, den wackern „Blacksmith“; doch er, der zu Hause so gut den Tasperen zu spielen wußte, zog, sobald wir uns einem Kaffernkraale näherten und er die wilden, bissigen Hunde hörte, gar schmächtig den Wedel ein.

Der Weg führte geraume Zeit auf der Poststraße dahin. Bald aber wurde es, da kein Mond am Himmel stand, so finster, daß ich kaum mehr wußte, wo ich denn eigentlich war. So kam es, daß ich an der Stelle, wo der Fußpfad nach dem betreffenden Kraal



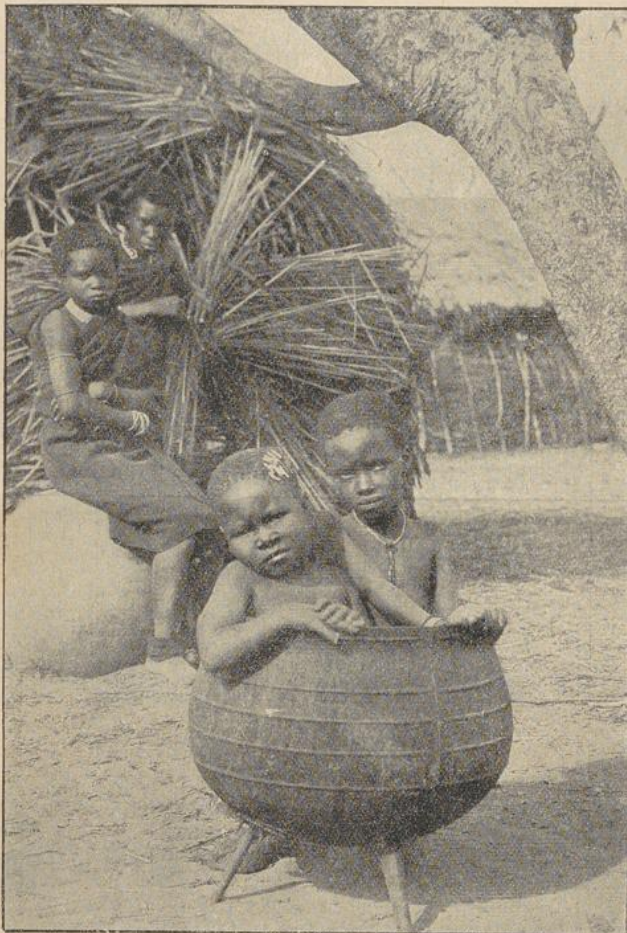
Inneres der Kirche in Lourdes (Frankreich).

abzweigt, ahnungslos vorüberging und noch eine beträchtliche Strecke weiter marschierte. Endlich wurde ich meines Irrtums gewahr, kehrte wieder um und fand auch nach längerem Suchen den richtigen Fußweg. Ganz sicher aber war ich meiner Sache noch immer nicht, denn es zweigen von der Fahrstraße aus gar viele Fußwege ab, da jeder Kaffernkraal seinen eigenen Pfad hat.

Ich kam zu einer Kaffernhütte, klopfte an und fragte, ob hier eine kranke Frau sei. Ein halbnackter Kaffer kam heraus und sagte mir, ja, ich sei beim rechten Kraal und möge nur eintreten. Ich tat es, mein guter „Blacksmith“ aber hielt sich in respektabler Ferne.

In der Hütte aber war ein Rauch, ein Qualm und eine Hitze wie in einem Backofen. In dem Feuerherde, der sich in jedem Kraale am Boden findet und der in einer bloßen runden Vertiefung besteht, war eine Unmasse glühender Kohlen aufgehäuft, und das grüne Holz, das man sieben darüber aufgeschichtet hatte, machte einen so unerträglichen Qualm und Rauch, daß ich mich sofort niederlegen mußte, um nur einigermaßen sehen und atmen zu können. Die Schwarzen

aber, die ich in beträchtlicher Zahl hier vorfand, schienen sich ganz wohl dabei zu fühlen. Sie hatten sich alle am Boden niedergelagert, doch waren Männer und Frauen, desgleichen die Kinder und Erwachsenen von einander getrennt. Die Kleinen lagen dem Feuer am nächsten, und es schien ihnen ein wahres Vergnügen zu sein, in die helle, glühende Lohe hineinzusehen; der aufsteigende Rauch genierte sie nicht im geringsten, denn daran waren sie von Kindheit an gewöhnt. Ueber ihnen, im Stangenwerk, saßen die Hühner, die durch mein unerwartetes Erscheinen aus ihrem Schläfe unlieb aufgeschreckt wurden.



Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.

Linker Hand, an der mir schon bekannten Stelle, lag die gelähmte Frau am Boden. Um besser sehen zu können, zündete ich eine Wachskerze an, die ich unter den Laufrequisiten mitzunehmen pflege. Die Frau war ganz frisch im Gesicht und der Puls normal, kurz von einer besonderen Krankheit war keine Spur zu sehen. Somit konnte ich wieder unverrichteter Dinge nach Hause gehen. Taufen konnte ich sie trotz ihres guten Willens nicht, da sie die zweite Frau des betreffenden Mannes ist und daher zuvor noch verschiedenes geregelt werden mußte. Nun, ich tröstete mich damit, daß ich meine Pflicht getan und vor Gott wird das kleine Opfer, das ich durch den nächsten Gang brachte, auch nicht umsonst gewesen sein.

Der Rückweg war noch beschwerlicher als der Hinweg; denn es war so stockfinster, daß ich mehrmals die Wachskerze anzünden mußte, um nur wieder auf die Poststraße zu kommen. Dann aber hatte ich gewonnenes Spiel, und eine Stunde später war ich wieder glücklich zu Hause. (Fortsetzung folgt.)

Die gute Meinung.

Damit unsere tägliche Arbeit Gott wohlgefällig und für die Seele verdienstlich sei, muß auch sie eine Art Gottesdienst sein; das heißt, wir müssen durch dieselbe Gott dienen und nach seinem Willen und zu seiner Ehre arbeiten. Dazu ermahnt uns der hl. Paulus: „Ihr möget essen oder trinken, oder was immer tun, tuet alles zur Ehre Gottes.“ Den ernstlichen Vorsatz, alles zu tun, weil und wie Gott es haben will, nennt man die gute Meinung.

Ein alter Einsiedler pflegte vor jedem Geschäft ein wenig, ernst und in sich gesammelt, stehen zu bleiben. Um die Ursache dessen befragt, gab er zur Antwort: „Wie der Scheibenschütze, bevor er losdrückt, stille hält und mißt, um die Scherbe gut zu treffen, so halte auch ich es für nötig, vor jedem Geschäft stille zu stehen und meinen Geist zu Gott emporzuheben, und so gleichsam zu messen, damit ich seinen Willen, sein höchstes Ziel, nicht verfehle.“ Hierin ist die Notwendigkeit der guten Meinung vor der Arbeit trefflich veranschaulicht.

Damit man sie nun nicht vergesse, ist es am besten, man macht sie morgens für den ganzen Tag und wiederholt sie bei den Hauptarbeiten. Die gute Meinung heiligt und weiht alle, auch die niedrigsten unserer Arbeiten; durch sie werden alle Geschäfte und Verrichtungen gleichsam neue Glieder in der Kette unserer Verdienste. Mißlingt uns auch, ohne unsere Schuld, eine oder die andere Arbeit, so bleibt das Verdienst für die Ewigkeit uns doch, — eben wegen der guten Meinung.

Wenn die hl. Zitta, eine sehr fleißige Dienstmagd, eine recht schwere Arbeit zu verrichten hatte, so stärkte sie sich mit den Worten: „Mein Jesus, dir will ich das Kreuz tragen.“ Der Wahlspruch des hl. Ignatius war: „Alles zur Ehre Gottes!“ — Der hl. Baldomorus, seines Handwerkes ein Schmied, begleitete seine Hammerschläge immer mit dem Gebetsruf: „In Gottes Namen!“ —

Die hl. Magdalena von Pazzis gewöhnte die ihrer Aufsicht anvertrauten Mädchen, auf die Frage, warum sie nähen, stricken, waschen usw., zu antworten: „Gott zuliebe! Zur Ehre Gottes!“ — Der hl. Isidor, ein Landmann, betete bei seiner schweren Arbeit öfters: „Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“; und so stärkte er sich in der Geduld und Ausdauer, und heiligte seine Arbeit. — Der hl. Klemens, ein Klosterbruder, mußte täglich für dritthalbhundert Menschen kochen, aber nie sah man ihn verdrießlich oder übler Laune, sondern immer heiter und guten Mutes. Einst fragte ihn jemand, wie er denn bei so vieler Arbeit sich des Unmutes und Ueberdrußes erwehren könne. „Gott“, antwortete der fromme Mann,

„wie sollte ich unmutig und überdrüssig werden? Ich suche ja für unseren lieben Gott; denn er hat ja selbst gesagt, daß er alles, was wir für unsere Mitbrüder tun, so ansehe, als hätten wir es ihm selbst getan.“

Wollte Gott, daß dieses doch alle jene tun, die ihr Brot mit schwerer Arbeit verdienen müssen, wie auch die, welche schmerzliche Krankheiten und Armut auszustehen haben, wie überhaupt alle, des Morgens ihre Werke, ihr Leid und ihre

Schmerzen durch eine gute Meinung Gott aufopfert und diese während des Tages bisweilen erneuern; denn sonst verrichten sie die schwerste Arbeit und leiden die bitterste Armut ohne einiges Verdienst. Glaube sicher, lieber Leser, daß von der guten Meinung unsere ewige Belohnung abhängt, denn diese macht aus den täglichen, sonst an sich gleichgültigen Werken lauter goldene Schätze und Verdienste, die man nach diesem Leben im Himmel ewig besitzen und genießen soll. Man kann dies an einem Gleichnisse erkennen.

Wenn man auch noch so viele Nullen — 00000 — schreibt, sie haben keinen Wert; setzt man aber vor die Reihe derselben eine Ziffer, so wird auf der Stelle der Wert

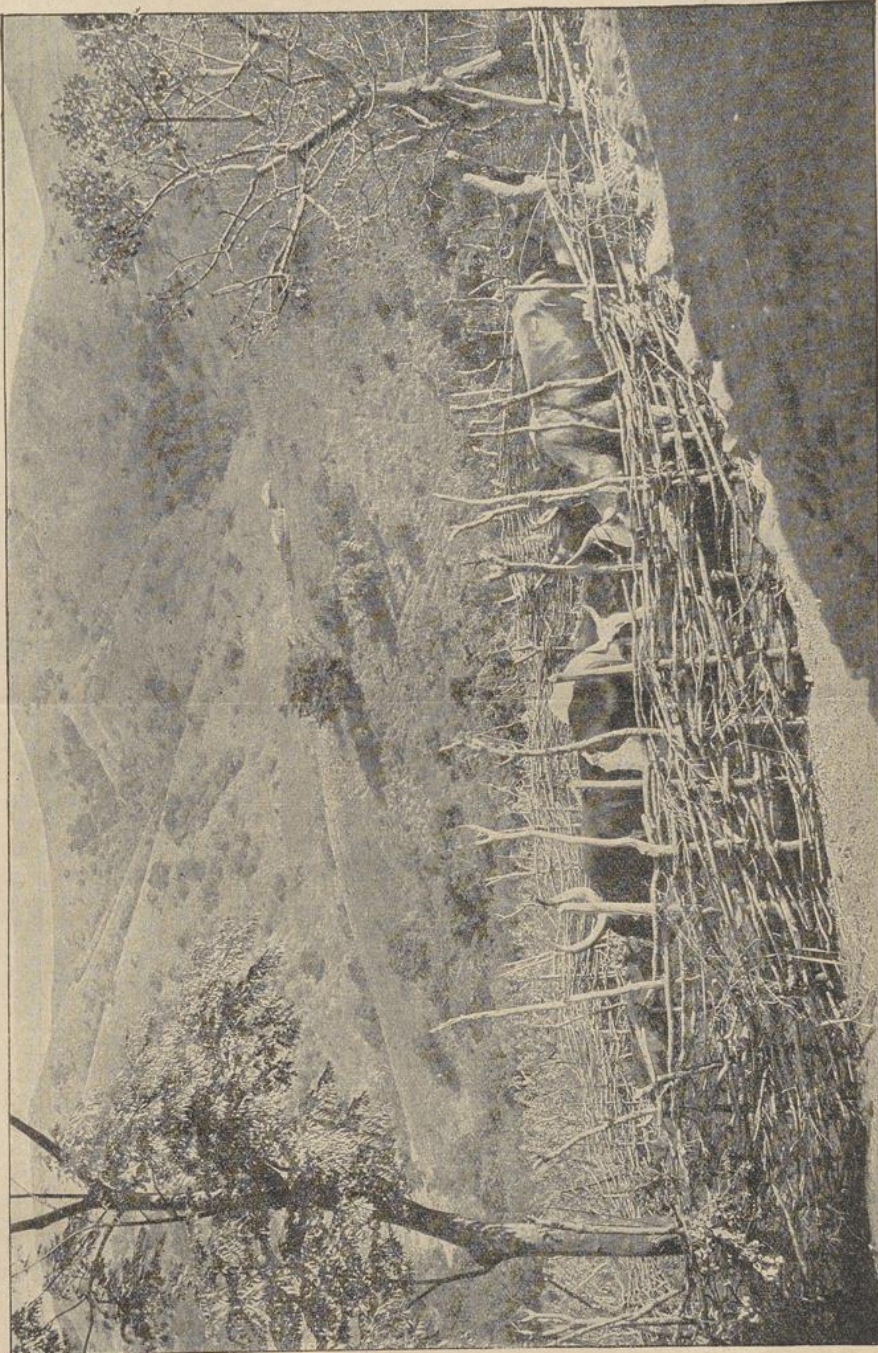
derselben außerordentlich. Nun, die Nullen, das sind unsere Werke, die an und für sich vor Gott keinen Wert haben, die Ziffer aber

ist die gute Meinung, die, wenn sie unseren Werken vorhergeht, denselben einen unendlichen Wert verleiht.

Ein Abschied von der Mutter Gottes.

Im Leben des seligen Petrus Porrevius befindet sich folgende, namentlich für die weibliche Jugend

beherzigenswerte Geschichte. Der Heilige leitete unter anderen auch ein Mädchen von hoher Tugend und Frömmigkeit. Bis in ihr 22. Jahr wandelte diese Seele wie ein Engel inmitten eines verderbten Ge-



Ein Viehkäse, wie er sich fast bei jedem Gassenmarkt befindet.

schlechtes. Doch auf einmal fing sie dann an, sich zu schmücken und die Eitelkeiten der Welt mitzumachen. Das Gebet, die heiligen Sakramente, vorher der Trost und die Freude ihres Herzens, wurden ihr zur Last, und sie beschloß endlich, ihren geistlichen Führer zu verlassen. Als sie nochmals zu ihm kam, um dankend von ihm Abschied zu nehmen, gab er ihr einen ver-

schlossenen Zettel in die Hand, und sagte: „Geh noch einmal in die Muttergotteskapelle, wo du täglich zu beten pflegtest, öffne dort diesen Zettel und lies ihn von Wort zu Wort.“

Frostig nahm sie den Zettel und ging fort. Als sie in die Kapelle kam, kniete sie nieder, öffnete den Zettel und las folgende Worte: „Meine liebe Mutter, ich bin jetzt hier, um von dir Abschied zu nehmen. Ich danke dir für die Liebe, die du mir, deinem Kinde, bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre erwiesen hast. Da mir aber die Welt und ihre Lust lieber ist, als du und dein Sohn, so muß ich aufhören, dein Kind zu sein. Lebe wohl, ich gehe jetzt fort, in Ewigkeit werden wir uns nicht mehr sehen.“

Wie erstarrt kniete die Unglückliche da. Endlich brach ihr das Herz, unter einem Strome von Tränen bat sie Gott und die heilige Jungfrau um Verzeihung. Dann stand sie auf, eilte zu Petrus Jorrevius zurück, sank ihm zu Füßen, aber reden konnte sie nicht. Der Selige sah sie freundlich an und sprach: „Kun, mein Kind, hat dich die Mutter Gottes wieder zurückgeführt? O Kind meiner Sorgen, fahre fort, die Mutter Gottes wie bisher zu verehren, und du wirst selig werden.“ Der Selige hatte wahr gesprochen, denn dieselbe Person starb im Rufe der Heiligkeit.

Was willst du werden?

1.

„Kind! O sag', was willst Du werden,
Wenn der Schule Du entlassen?
Welches Fach willst Du ergreifen?
Welchen Stand dereinst umfassen?“

2.

Also fragt besorgt die Mutter
Ihren hoffnungsvollen Knaben,
Leise wünschend, an dem Liebling
Treue Stütze einst zu haben.

3.

Und es spricht der fromme Knabe
Mit der Unschuld Strahlenblicken:
„Schau! Ich möcht' ein Priester werden,
Menschenherzen zu beglücken.“

4.

Hier auf Erden gleich den Engeln
Als ein frommer Ordenspriester,
Als der Seelenhirt und Lehrer,
Himmelsgaben auszuspenden.

5.

Möchte zieh'n in ferne Lande,
Arme Heiden zu erretten,
Durch des Glaubens hl. Gnade,
Dort zu lösen Satans Ketten.

6.

Möcht' die Kleinen Schwarzen weisen
Hin zu Jesus, ihrem Freunde!
Und sie treulich warnen, schützen
Vor der Unschuld schlimmsten Feinde!

7.

Möchte mild die Kranken trösten,
Die im Kraal verlassen weinen
Und den Armen, tief im Elend,
Als ein Retter treu erscheinen!

8.

Möcht' den Reuigen verzeihen
Durch des Sacramentes Gnade,
Und sie führen, stützen, leiten,
Auf der Buße, steilem Pfade!“

9.

Und es legt gerührt die Mutter
Ihre Hand auf's Haupt ihm leise,
Und sie spricht, ihn innig segnend,
Zu ihm dann in ernster Weise:

10.

Kind! O möge Gott dir helfen
Dieses hehre Ziel erreichen!
Mögest du dann hier und dorten
Einem frommen Engel gleichen!

11.

Daß einst viele Neubekehrte
Dich voll Freude „Vater“ nennen,
Die durch Dich den Weg zum Heile
Und zum Himmel lernten kennen!

Durch ein „Vater unser“.

Ein Mitarbeiter des „Pilger“ berichtet über einen Vorfall, bei dem ein Mann durch ein „Vater unser“ einer schweren Gefahr entrann. Die Sache war folgende: Ueber einen ziemlich steilen Bergrücken führt ein nur mühsam mit Ochsengespann zu benutzender sogenannter Holzweg ins Tal hinab, der auch von Fußgängern zur Kürzung des Weges gewählt wird. An der Stelle, wo man den steilsten und schwierigsten Teil des Weges überwunden, hat der fromme Besitzer des Grundes ein Kreuzifix aufgestellt und als Kniehemmel vor dasselbe einen großen flachen Stein gewälzt. Hier traf man gewöhnlich eine Person rastend und betend. Hier läßt auch der Waldbauer das Ochsengepann etwas „auschnaufen“, während er ein „Vater unser“ vor dem Kreuze betet. So hat es auch ein Mann gehalten, der bei starkem Gewitter diesen Weg ging und ein „Vater unser“ daselbst vor dem Kreuzifix vorrichtete. Bei dem Donner und Blitz drängte es ihn — vielleicht war es sein Schutzengel — an das eine „Vater unser“ noch ein zweites zu fügen. Nachdem er so gebetet hatte, stand er auf, um weiterzugehen, als ein entsetzlicher Blitz ihn rings umleuchtete und eine stattsche Föhre, die wenige Schritte vor ihm und gerade am Wege stand, in tausend Splitter zerschmetterte. Es bedurfte einiger Minuten, bevor sich der Mann von dem Schrecken zusammengerafft hatte. Unten im Dorfe erzählte er seine Lebensrettung. Und der Befund an Ort und Stelle? Die Entfernung von der zerstörten Föhre bis zu der Stelle, wo der Mann stand, als der Blitz sein Zerstörungswerk tat, betrug genau die Zeit, die man zum Beten eines „Vater unser“ und „Ave Maria“ gewöhnlich braucht.

Erlebnisse eines Totgesagten.

In Berlin W. hat sich eine Geschichte abgespielt, deren Held ein praktischer Arzt war. Das „B. T.“ erzählt hierüber folgendes: Es war am frühen Vormittag. Der Herr Doktor hatte seine Sprechstunde noch gar nicht begonnen, da rollte ein Krankenwagen vor; der Führer des Wagens klingelte an der Tür



Die Schulkinder von Mariannhill mit Musikchor.

des Arztes und erkundigte sich mit einer Stimme, der das Mitleid jede berufsmäßige Strenge genommen, nach dem schwerkranken Herrn Doktor, den er ins Krankenhaus fahren sollte. Großes Entsetzen in der Familie des Arztes.... Gottlob, der Doktor war gesund, und da ein Mißverständnis nach der Aussage

des Krankenwagenführers ausgeschlossen war, so stand man vor einem Rätsel. Das war der Anfang. Eine halbe Stunde später klingelte es aufs neue, und eine Krankenschwester stellte sich vor; sie sei von ihrem Institut beordert worden, den kranken Herrn Doktor zu pflegen. Das Erstaunen wandelte sich in gelinde

Verzweiflung; auch hier war jede Namens- und Adressenverwechslung ausgeschlossen. Aber damit nicht genug; es dauerte nicht lange, so erschien in der Wohnung zum großen Schrecken des Arztes eine zweite Krankenschwester mit der Nachricht, sie sei zur Verstärkung gesandt worden, da sich nach der am das Institut telephonisch gelangten Mitteilung das Befinden des Herrn Doktors erheblich verschlimmert habe. Bis dahin war Herr Dr. K. zwar „krank“, aber noch lebendig. Gegen Mittag aber, ehe sich noch die Unruhe über die mysteriöse Geschichte gelegt, wurde über die Haustreppe ein schwerer eichener Sarg geschleppt. Angestellte eines bekannten Sargmagazins brachten ihn für den eben verstorbenen Herrn Doktor. Neue Verzweiflung und helles Entsetzen! Und prompt in der sonst so ruhigen Vesperstunde meldete sich der Barbier! Seine Stimme zitterte vor Rührung: er sei geschickt, die Leiche zu rasieren! Der Herr Doktor faßte sich an den Kopf, seiner Gattin standen die Tränen in den Augen. Aber ehe es noch dunkelte, brachte der Bote eines unserer bekanntesten Hofschlächtermeister für — 50 Mark Belag und „ff. Aufschnitt“ für die Trauergesellschaft. Die Geduld hat ein Ende, und ein wenig unhöflich wurde dem ahrungslosen Geschäftsgesandten klar gemacht, daß im Hause gar keine „Leiche“ sei. Der Arzt war einem bösen Bubenstreich zum Opfer gefallen; schließlich siegte aber doch sein Humor, und als sich der Tag dem Ende zuneigte, freute er sich nach so vielen „Leichenbesuchen“ doppelt seines Daseins. Die Ermittlungen ergaben, daß alle auf den angeblich schwer erkrankten und verstorbenen Herrn Dr. K. bezüglichen Bestellungen den betreffenden Instituten und Geschäften wahrscheinlich von einem schlechten Freund des Arztes telephonisch zugegangen waren.

Das hat seinen guten Grund.

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

Eines schönen Tages — ich wollte damals noch in St. Peter in Deutsch-Ostafrika — kommt ein McLambara im Feierstaate zu mir, eine Ziege am Leiffelle führend. Nach der dort üblichen ellenlangen Begrüßung stellt er mir die Zeiße vor und spricht: „Mwalimu, Tate, Zumbe (Lehrer, Vater, Fürst), ich bin der Vater des Kindes N. N., das in deiner Schule lernt, und bin gekommen, dich mit dieser Ziege hier zu hulugusha (grüßen). Gib mir 10 Rupien dafür!“

Ich erwiderte: „Nun, die schöne Begrüßung freut mich sehr; doch glaubte ich, du wolltest mir mit deiner Ziege ein Geschenk machen. Uebrigens kostet so eine Ziege in der ganzen Gegend ringsum bloß 2—3 Rupien, und du verlangst von mir sogar deren zehn!“

„Das hat seinen guten Grund,“ entgegnete Nathan, der Weise, „unter uns Washambaras und einem gewöhnlichen Wazungu (Europäer) gegenüber wäre die Ziege tatsächlich nur 2—3 Rupien wert; du aber bist der Mwalimu, Tate, Zumbe, ein großmächtiger Herr, und da wär's doch wahrlich eine Schande, wenn ich dir das Tier um den Bettelpreis von 2 oder 3 Rupien anbieten wollte! Nein, ich will dich ehren nach Gebühr, und drum verlange ich einen Königspreis!“

Ich hörte ihm eine Weile gelassen zu und machte ihm dann den Standpunkt klar. Das Ende des Lie-

bes war: Der Heid überließ mir die Ziege um den landesüblichen Preis und trollte, nachdem er sich auf der Station gehörig sattgeessen, vergnügt nach Hause. — Da heißt's eben auch: „Ländlich-jüttlich!“

Die alte Mainbrücke in Würzburg.

(Siehe Bild Seite 153.)

„Was machen die Heiligen auf der Würzburger Brücke?“ fragte man ehemals die Handwerksburschen, die sich ihrer Kenntnis von Würzburg rühmten; und die Antwort mußte lauten: „Ein Duzend.“ Ueberaus malerisch ist der Blick vom „Mainviertel“, dem linksseitigen Stadtteil, über die stets belebte Brücke, die zuerst Meister Enzelin im 12. Jahrhundert errichtete; infolge Einsturzes begann 1474 der jetzige Bau, der von den kunstfreundlichen Fürstbischöfen des 18. Jahrhunderts mit den großen Barockfiguren geschmückt wurde. Höchst pittoresk präsentiert sich aber von hier auch die rechtsmainische Stadt mit den alten Häusern der Kaistraßen, über die sich der monumentale Siebel des neuen Rathauses und ein wahres Türmengewirr erheben. Besonders treten der schlanke gotische Turm der Marienkapelle, der altersgraue „Grafeneder“ (Rathhausturm) und die zierlichen Dombtürme hervor.

Ein Zeuge Gottes.

Der verstorbene Benediktinerbischof Mllathon, welcher früher Missionär in Australien war, erzählte folgende merkwürdige Begebenheit: „Auf dem Friedhofe zu Sidney in Australien zierte ein schöner, saftvoller Feigenbaum ein Grab. Dieser Baum ist ein lebendiger Zeuge Gottes, ein Wunder. Als nämlich der Mann, dessen Gebeine hier unten ruhen, auf dem Totenbette lag, wollte er sterben, wie er gelebt, das heißt gottlos. Alles Beten, alles Flehen, alles Zureden seiner Angehörigen blieb ohne allen Erfolg. Als alter Bekannter des verstorbenen Sünders wurde ich an sein Sterbebett gerufen, um ihn auf den Eingang in die Ewigkeit vorzubereiten. Allein ich konnte ebensovienig ausrichten, als die übrigen. „Laßt mich in Ruhe, es gibt keinen Gott, keine Ewigkeit“, behauptete er hartnäckig. Und als ich mit den dringendsten Bitten in ihn drang, entgegnete er höhnisch: „Wißt ihr was, wenn ich gestorben bin, so steckt eine Feige in meinen Mund; wenn dieselbe keimt und sproßt, dann möget ihr glauben, daß ein Gott existiert.“ Der Unglückliche starb noch am nämlichen Tage ohne Reue. Ich mußte ihm das kirchliche Begräbniß versagen. Seine Verwandten aber erfüllten den frevelhaften Wunsch und errichteten dem Toten ein prächtiges Marmor-Monument über seinem Grabe. Weitere zwei Jahre vergingen, als man merkte, daß der schwere Marmorblock zu Häupten der Leiche sich zu heben begann, immer höher, bis aus der dadurch entstandenen Oeffnung ein Feigenbaumchen hervorsproß, das sich allmählich zu einem stattlichen Stamme auswuchs. Jeder, der den Gottesader von Sidney besucht, kann sich mit eigenen Augen von dieser Tatsache überzeugen.“ Hier hat sich bestätigt, was die Heilige Schrift in dem Psalmenbuche sagt: „Die Wahrheit sproßet aus der Erde hervor.“

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

(Fortsetzung.)

Eine Familie in Lyon hatte einen Sohn, der ausgezeichnet erzogen worden war und der in den Augen Gottes und der Menschen eine wahre Perle zu werden versprach. Leider hingen seine Eltern mit allzu weltlicher Liebe an ihm, und dies verleitete sie zu einem Schritte, für den sie schwer büßen mußten.

Der junge Mann fühlte sich zum Ordensstande berufen und eröffnete seinen Eltern, daß er die Welt zu verlassen gedente. Diese Nachricht erfüllte die Eltern mit größter Trauer; es war ihnen nicht anders, als wenn sie seine Todesnachricht erhalten hätten. Sie fielen ihm um den Hals, vergossen heiße Tränen und überhäufte ihn solange mit den zärtlichsten Vorwürfen, bis sie ihn in seinem Entschlusse wankend gemacht hatten. Unglückliche Eltern! Wer gab euch das Recht, euren Sohn dem H. Gott streitig zu machen? Unglückliches Kind! Warum bleibst du nicht standhaft? Kennst du nicht das Wort des Herrn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert.“

Um den Entschluß ihres Sohnes dauernd zu ändern, stießen ihn die verblendeten Eltern in die Welt hinaus, und der arme Jüngling ließ sich nur zu leicht in deren betrügerischen Schlingen fangen. Bald vernachlässigte er seine frommen Übungen, empfing nicht mehr die hl. Sakramente, überließ sich gefährlichen Vergnügungen und geriet in schlechte Gesellschaft, welche ihn auf die schlimmsten Abwege führte. — Jetzt gingen den armen Eltern die Augen auf; zu spät, ihre Ermahnungen fanden bei dem verlorenen Sohn kein Gehör. Er spottete nur darüber. Vergebens riefen sie ihm die Gebote der Religion ins Gedächtnis, beschworen ihn bei ihrer Liebe zu ihm, umsonst, die entfesselten Leidenschaften rissen sein betörtes Herz mit fort. Zuletzt verließ der entartete Sohn die Heimat und trat in das Heer ein. —

Und die armen Eltern? Ach, von entsetzlichen Gewissensbissen gequält, wagten sie anfangs kaum, sich an Gott zu wenden; sie waren sich nur allzu sehr ihrer Schuld bewußt. Gott hatte ihr Kind gerufen, und sie hatten es ihm verweigert und dafür der Welt und dem Teufel ausgeliefert. — Endlich kamen sie auf den Gedanken, sich an den hl. Joseph zu wenden, um durch ihn Verzeihung ihrer Schuld und die Befehrung ihres Sohnes zu erlangen. Im Verein mit mehreren frommen Personen hielten sie eine Novene und gaben bedeutende Almosen. Noch war die Novene nicht beendet, als eines Tages der vielbeweinte Jüngling an die Türe des väterlichen Hauses pochte, sich vor den Eltern auf die Knie warf und unter einem Ströme von Tränen um Verzeihung bat.

Es erneuerte sich die rührende Szene vom verlorenen Sohn. Vater und Mutter vergossen Freudentränen, umarmten den verführten, nun reumütig zurückkehrenden Sohn und verziehen ihm von ganzem Herzen. Mit ihm war wieder Freude ins Haus gekommen; dem hl. Joseph aber, der das auf ihn gesetzte Vertrauen so glänzend gerechtfertigt hatte, wurden heiße Dankesbegrüßungen dargebracht.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Klemens Brentano erzählt: „Wie groß und rührend ist doch der Gehorsam Anna Katharinas gegen den priesterlichen Befehl! Wenn die Zeit naht, da ihr Bette von der Schwester erneuert werden soll, und der Beichtvater ruft: „Jungfer Emmerich, aufstehen, im Gehorsam!“ erwacht sie mit einem plötzlichen Zusammenschrecken und sucht, mühsam sich bewegend, sich etwas aufzurichten.

Heute nun hat ich den Beichtvater, diesen Befehl auf Latein und ganz leise auszusprechen, worauf



Die hl. Familie.

er sich ihrem Lager näherte und unhörbar die Worte flüsterte: „tu debes obedire et surgere, veni!“ („Richte dich auf im Gehorsam und komme!“) Augenblicklich fuhr sie zusammen, raffte sich auf mit einer Bewegung, als wolle sie aus dem Bette springen, sodaß der Beichtvater erschreckt fragte: „Was will sie?“ worauf sie antwortete: „Man ruft mich.“ Durch den Befehl: „Bleiben Sie liegen!“ wurde sie augenblicklich wieder beruhigt.

Dieses plötzliche Aufwachen durch den geistlichen Befehl ist mir immer sehr rührend und erregt Mitleiden mit der armen, hilflosen Person, die ohne Rücksicht auf ihr inneres Leben aus den Gesichtern, wie aus einer anderen helleren Welt, in der sie eigentlich lebt, plötzlich herausgeschreckt und in ein trübes, tief verlegendes Diesseits geworfen wird. Aber Leiden ist ihre Aufgabe, und sie dankt, wenn gleich nach der Befinnung auf die Außenwelt noch ringend, freundlich lächelnd für dieses Leiden, reibt sich ein wenig die Augen, erwacht beim Besprengen mit Weihwasser

ganz, indem sie sich mit dem Kreuze bezeichnet, und greift nach ihrem Rosenkranz, so er ihr in der Ekstase entfallen ist.

Kurze Zeit hernach hat ich den Beichtvater, seinen Befehl der Kranken schriftlich zu geben. Er schrieb in meiner Gegenwart die Worte: „Sei gehorsam: stehe auf!“ Die Kranke lag in tiefer Ekstase, ihr Kopf war in zwei Hauben gehüllt und mit einem gefalteten Tuche umwunden. Im Augenblick, da der Zettel vom Beichtvater auf die Kopfbedeckung gelegt wurde, senkte sie tief und richtete sich auf. — „Was will sie?“ fragte der Beichtvater, und sie antwortete: „aufstehen, man ruft mich“; als er aber sagte: „Bleibe sie liegen!“ und den Zettel hinwegnahm, sank sie sogleich in die Erstarrung zurück. Ich bewahre diesen Zettel und

verschiedensten Arten Bäume zum großen Teil schon den gar trostlosen Anblick der mitten in Steingeröll und Felsentrümmern liegenden Mission gemildert, ja derselben einen romantisch reizenden Anschnitt gegeben, so sind auch im Laufe der Jahre steinharte Herzen umgewandelt. Sie haben gefühlt, daß die rauhe Hand des schonungslosen Atermannes von liebenden Herzen geleitet wird, und nach sechsmonatlicher Abwesenheit sehe ich mich umgeben von Hunderten, die zum großen Teil für lange Zeit kalt waren gegen alle Liebe. Wie tat es so wohl, wenn nach vielen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, von einem Ende der Mission zum andern unter Frohlocken sich alles zusetzt: „Ntat 'a rona o fihlile!“ „Unser Vater ist wiedergekommen!“ — Der Herr weiß, daß der arme

Missionar auch einmal des Trostes und der Ermunterung bedarf.

Heute gilt es den ersten Besuch bei dem liebsten Teil der Herde, die hoch oben in den Drakensbergen schon seit einem Jahre verlassen ist. Diese Herde oben hat immer noch zu „ihrem Vater“ gestanden. Also voran!

Donzil, mein treuer Bonny, geht trotz seiner sechzehn Jahre lustig vorwärts. Schwer ist er beladen. So leicht auch sein Meister, so schwer sind die Gerätschaften für die Feier der hl. Messe, die er alle, Altarstein und Messbuch eingeschlossen, in großen Satteltaschen mitzuschleppen hat.

Früh 3 Uhr geht es in die dunkle Nacht hinaus und kaum lugt Frau Sonne in die



Durch einen glücklichen Zufall sind wir in der Lage, den Schreiber des nachstehenden Artikels, den hochw. P. Chrysostomus, unsern Lesern im Bilde vorführen zu können. Das Bild zeigt ihn uns in der Mitte sitzend vor dem Missionszelt des hochwürdigsten Herrn Bischofs Julius Genez, O. M. J., von Basutoland, den wir zu seiner Rechten erblicken. Außerhalb des Zeltes liegt ein Oblaten-Vater und aus dem Innern des Zeltes lugt noch ein weiterer, kaum erkennbar, heraus, während ein Schwarzer den auf der Reise hergerichteten Kaffee ausgießt. Eine hübsche Szene mitten aus dem Missionsleben.

erwarte den Erfolg, ob in Abwesenheit des Beichtvaters auch ich durch denselben sie werde erwecken können.“

Da der Beichtvater hierzu seine Einwilligung gab, so hatte der geschriebene Befehl seine Wirkung auf Anna Katharina auch bei einem späteren Gebrauche und der Pilger (Brentano) konnte nach einigen Tagen berichten: „Als sie diesen Abend in Abwesenheit des Beichtvaters ekstatisch war und durch niemand erweckt werden konnte, holte ich den geschriebenen Befehl desselben herbei, und kaum legte ich ihr denselben auf die Brust, als sie wie gewöhnlich erwachte.“

Er sah sie aber diesen Gehorsam nicht allein in der Ekstase, sondern auch im natürlich wachen Leben und selbst unter den höchsten Peinen auf's gewissenhafteste üben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Drakensbergen.

Vom hochw. P. Chrysostomus Ruthig, O. M. M.

Gardenberg 1909.

Nach mancherlei Irrfahrten wieder glücklich auf meinem Stein- und Felsenest Gardenberg! Wie die

Täler herab, sind wir nach vierstündigem Ritt bei der ersten Station angelangt. Stürmische Begrüßung, Zubereitung des Altares in dem gar nicht übeln Hause eines Halbweißen, Beicht hören, Unterricht, hl. Messe mit kräftigem Gebete und Gesang, wie es den Kindern der Berge ansteht, wobei hl. Kommunion vieler; nochmaliger Unterricht, und es ist bereits Mittag. Nach einer kleinen Erfrischung nochmaliger Unterricht, und nachdem noch jeder und jede mit allen möglichen Anliegen herangerückt, wird schon ziemlich spät am Nachmittag der Arbeit ein Ende gemacht. Nach einigen Besuchen in der Umgegend bete ich mein Brevier und singe dann: „Müde bin ich, gehe zur Ruhe!“ In Vorahnungen kommt mir der Strohhalm heute so weich vor!

Noch schläft alles im Hause, aber schon habe ich mein Gäulchen gefattelt und bepackt, und munter singend: „Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott“ lenkte ich das willige Tierchen hoch oben auf halbrecherischen Saumpfad. Tief unten im Tal zieht sich das wilde Bett des Drangeflusses hin und jenseits steigen jäh die rauhen Felswände zerklüftet und zer-

reissen in die Höhe, um hoch oben in mächtigen Kammern im glühenden Sonnenlicht sich zu baden. Kein Baum, kein Strauch, so weit das Auge blickt. Aber obgleich noch der Winter hier nicht ganz die Herrschaft verloren zu haben scheint, tun sich große Rinderherden gütlich auf den saftig grünen Bergmatten; Schafe und Ziegen blöcken vergnügt, da sie vom Hirtenhunden gefolgt, hinausziehen aus dem zwischen Felsengestein erbauten Dorf auf die schwindelnden Höhen.

Und auch wir ziehen friedlich durch die Dörfler, die meistens auf fast unzugänglichen kleinen Flächen hoch oben an Bergabhängen liegen. Aber dort unten im weiten Teil liegt das große Dorf des großen Häuptlings. Friedlich steigt der Rauch in die Luft,

bekleidet, auf ihren Ochsen in schlängelndem, tänzelndem Trab johlend dahinzuziehen; vorbei an den ernstesten Männern, die hoch aufgerichtet, selbstbewußt im Sattel sitzend ihre sicheren Ponies bergauf, bergab in vollem Galopp dahinschießen lassen, kein Hindernis achtend, sich wohl bewußt, daß der Mojuto der fast einzige Schwarze ist, der sich „frei“ nennt, und daß er die Flinte um die breite, starke Schulter trägt. Noch geht es einige Male durch tiefe Schluchten, noch scheuchen wir einige Rudel nackter Kinder beim Spiel auf, und um die Bergkante herumjagend, bleibt Donzil stehen vor den ihm bekannten Hütten.

Es ist neun Uhr. Also schnell mit der Begrüßung, zumal ja die Nachricht von meiner Ankunft zu spät kam,



Mojutodorf. Der Mojuto ist im allgemeinen weiter in der Kultur vorangeschritten und baut sich oft schon bessere Häuser.

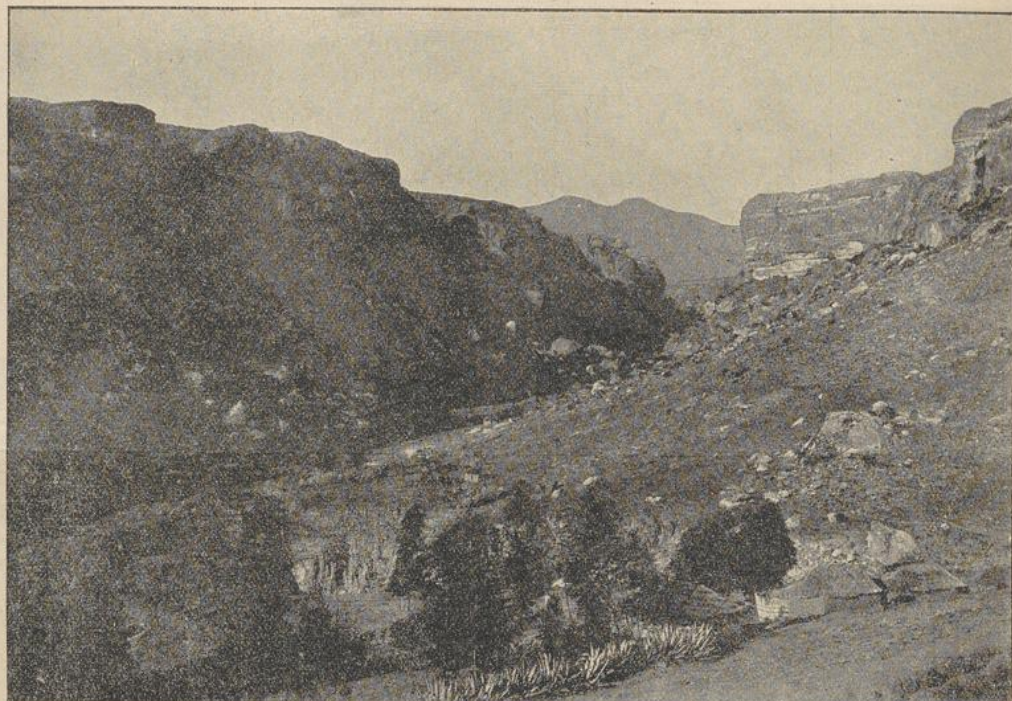
die, wunderbar klar, auf weite Ferne hin uns einen herrlichen Ausblick gestattet. Wie gerne möchte man sich hinlegen an den Abhang, und den hundertten von Bächlein lauschen — es hat gestern geregnet spät am Abend, — oder träumerisch den in den Himmel ragenden Bergspitzen folgend, das Auge sich sättigen lassen an wunderbar schönen Felsengebilden; wie einladend wäre es, mit dem Hirtenhund, der fast nackt bei unserer Annäherung schnell ein Schaffell umwirft, sich auf ein Gespräch einzulassen und seinen Märchen zu lauschen. Doch voran! vorbei an Weibern, die den Wassertopf auf dem Kopf schnellen und sicheren Schrittes über die schlechten Pfade hinweg den Hütten zu-eilen; vorbei an Mädchen, die wie Gazellen von Fels zu Felsstück hüpfend Blumen sammeln und Kräuter für ihrer Mütter Hausapotheke, vorbei an den Burschen, die nur mit der großen bunten Wolldecke

und daher nur wenige der lieben Bekannten da sind. Heute ist die Vereitung des Altars etwas interessanter! Nicht auf schönem Tisch liegt der weiße Marmor, der die Reliquien der Blutzengen enthält, sondern auf einer alten Kleiderkiste, die auf einem Holzklotz steht, der knorrig und ungehobelt hierher über die Berge gewandert ist. Wie niedrig der Altar, und wie muß ich mich freuen, daß Gott der Herr in weiser Voraussicht mir ein fast mehr als bescheidenes Maß an Körperlänge gegeben.

Um 1 Uhr sind wir — mein Gaul, der ein gar kluger Alter ist, und ich — schon wieder auf dem Weg. Hinunter, quer durch die von tiefen Schluchten zerrissene Ebene dem Drangesflusse zu! Jetzt geht es einige hundert Meter fast senkrecht hinunter über Steingeröll, daß es selbst meinem alten Begleiter zu viel sein will, und er ganz bedenklich einige Male stehen bleibt, um mit großen Augen die große grüne Wasser-

schlange da unten zu betrachten, die ruhig zwischen alten Trauerweiden sich hinschlängelt, und dann hinauf und hinabzuschauen, indem er bedenklich die Mähne schüttelt. „Voran, Alter! Für Bedenken haben wir Zeit, wenn die Sterne scheinen!“ sagte ich auf Sejuto, da der Alte nur diese Sprache versteht; und verständig folgte er hinunter und etwas voran wieder ebenso hoch hinauf, da der Fluß an der Stelle nicht zu passieren war. Also zwei Stunden weiter unten gehen wir über, oder besser, durch den Fluß, dessen Bett hier sehr breit ist und voll großer runder Steine. Ein Stolpern war's, kein Reiten mehr zu nennen. Drüben einige Zeit stromabwärts, dann seitwärts einen wilden Bergbach hinauf, der zwischen engzusammenstehenden Felsen sich herauswindet, so daß wir in

Felsen ward es lebendig; Händeklatschen und Jauchzen und Ntate-Rufen! Und so kriecht die Gesellschaft aus Löchern heraus, die man schnell unter dem Felsen mit losen Steinen gebaut hatte. Es war schon recht frisch, und ich bekam — Ahnungen! Kein Haus da, wo erst eine Kapelle? Nachdem die Freude des Wiedersehens ruhigere Bahnen eingeschlagen, weist man mir meine Wohnung, meine Kapelle an! Unter dem etwa ein Meter vorspringenden Felsen hatte man etwas Steine im Umkreis aufeinandergehäuft als Mauer, die aber gleich bei dreiviertel Meter Höhe in frische Luft ausartete; in diesem Haus hatte man etwas frisches Gras auf den Felsenboden gestreut, auch den „Stuhl“ aus der alten Kapelle hatte man nicht vergessen, und einen kleinen, sehr kleinen Blech-



Herrliche Szene, wie sie sich oft in den Drakensbergen bietet. Der Mojuto wohnt zwischen den Felsen, während er die Ebene bebaut. Die Bäume am Hause sind Eufalyptus.

einer halben Stunde etwa fünfzehn Mal hinüber und herüber müssen durchs kühle Bergwasser. Hinauf, hinauf! Oben geht der Bach lange durch wohlriechendes Gebüsch, so daß mein Alter einige Mal vor lauter Vergnügen nach seiner unmanierlichen Art herzlichst nießt. „Wohl bekommt's!“ —

Da meine Christen erst in jüngster Zeit hierher gezogen waren, mußte ich viel nach dem Wege fragen, und benützte ich die Gelegenheit reichlichst, um die Leute, die mich für Arzt, Farmer, Schullehrer, Kuh- und Pferdehändler und für noch vieles andere hielten, über das Leben der Bajutos auszufragen. Spät am Abend kam ich endlich an, wo nach aller Beschreibung mein Böcklein hausen sollte. Ich schaue, schaue und horsche, kann aber außer einer Verdacht erregenden Henne nichts Besonderes finden. Endlich kriecht unter einem Felsen ein Männlein hervor, den ich schnell als meinen Katecheten Josef erkenne. „Ntate, o fihlile! Unser Vater ist da!“ ruft er laut, und unter dem

koffen. Kalt blies die Nachtluft! Einen Kaffee ließ ich mir kochen, aß ein Stück Schwarzbrot dazu und nachdem mir die Frau des Katecheten noch ihren Schawl als Bettdecke geliehen, wickelte ich mich in meinen Regenmantel, betrachtete auf den Boden liegend die verschiedenen Sterngebilde, und mitten in der Sternennwelt entschlief ich, und schlief einen Schlaf, der eines Gerechteren würdig gewesen wäre. Beim ersten Hahnenschrei raffte ich meine zer Schlagenen Glieder zusammen und schleppte sie hinunter zum murmelnden Bächlein, wo ein kaltes Bad ihnen ihre alte Frische und Geleutigkeit wiedergab. Schon graute der Tag, und konnte ich beginnen die Palmen meines Tagesoffiziums zu entziffern.

Mit der Sonne kamen auch Christen von verschiedenen Seiten, kam auch der Wind und aus dem Winde wurde Sturm. Oben aber, hoch droben lag eine Frau am Sterben. Drei Jahre hatte sie keinen Priester gesehen, und verlangte nach dem Leib des Herrn; und

alle Christen behaupteten, sie seien „dürstig“, auf jeden Fall soll ich ihren Durst stillen. — Aber wie sollte ich da die Quelle des hl. Opfers ihnen erschließen? — Wie fingen denn an, dicke Steine in mein „Haus“ zu rollen und wie einst Jakob, der Patriarch, baute ich aus zwölf Steinen einen Altar, auf den ich, weil er zu uneben war, die obengenannte kleine Blechkiste stellte. Darauf nun legte ich den heiligen Stein, bedeckte ihn mit den Altartüchern. Doch immer heftiger blies der Wind. „An das Lesen der heiligen Messe nicht zu denken!“ sagte ich, und ein altes Mütterchen wuschte sich eine Träne aus dem Auge.

Nun schleppte man vom Bach her Geäste, brachte langes Gras, wie man es beim Decken der Häuser gebraucht, und baute an der Windseite zu. Doch das Stroh

nachdem er sich ganz in die Ecke an den Felsen gedrückt hatte. So stand ich da und konnte mich kaum rühren, stand am Altar, um die erhabenste Handlung vorzunehmen. Glücklicherweise war unser alter Zeremonienmeister nicht da, und fing ich denn an. Die Christen drängten sich eng an dem Felsen zusammen, um der hl. Handlung folgen zu können. Nach dem Evangelium sprach ich von dem Heilande, der einst im Stalle geboren, hier wieder geboren werden sollte auf dem Altar und in ihrem Herzen aus gar zu großer Liebe zu ihnen. Sie begriffen! —

So las ich die heilige Messe und sie empfingen den Leib des Herrn. Nach der heiligen Messe bestieg ich mein Kößlein. Unter dem Kleide hatte ich die hl. Wegzehrung verborgen. Scharf im starken Galopp ging



Verfehlter Beruf.

wurde vom Winde zerzaust, daß es bald überall Löcher hatte. Jetzt nahm ich meinen Regenmantel, Frauen und Mädchen opferten ihre Decken, und so begann ich mit Hilfe einiger Männer, innen und außen das ganze „Dach“ auszustopfen. Aus einer mir bis dahin unerklärlichen „Nadelsucht“ hatte ich bei meinem Weggange zu Hause eine ganze Menge Sicherheitsnadeln eingepackt, die jetzt treffliche Dienste leisteten. Jetzt ging es!

In der „Kapelle“ steckte ich an eine Decke ein Kreuz, setzte mich auf meinen „Stuhl“ und begann Leichte zu hören. Dann richtete ich alles für die hl. Messe zu und taufte zwei Kinder. Amandus, der aus alten Tagen noch etwas wußte vom Ministrieren, hielt das Messbuch, das auf dem Altar keinen Platz fand; Josef, der Katechet, kniete hinter mir und hielt in der einen Hand zwei brennende Kerzen, während er mit der anderen sie vor dem Verlöschenden schützte, was ihm fast gelungen wäre, und ihm endlich auch gelang,

es die steilen Höhen hinan, denn schon zuckten die Blitze und mit wohl dreißigfachem Echo rollten die Donner, rabenschwarz war der Himmel. Von einem Manne und einer nach Männerart zu Pferde sitzenden Christin begleitet, ging es dreiviertel Stunden bergan über Stod und Stein. Gerade fing es an, heftig zu regnen, als wir vor einer schnellerbauten runden Hütte angekommen waren. Ich ging hinein, und wie die Kranke mich erblickte, fing sie an heftig zu weinen aus Freude, daß doch noch der Priester gekommen mit der hl. Wegzehrung. Als ich meines heiligen Amtes gewaltet, schickte ich mich an, zurückzukehren. Aber das Reiten war jetzt unmöglich; mein Tier am Zaume führend, wanderte ich talabwärts und kam ganz durchnäßt bei meinem „Hause“ an.

An ein Heimkehren war nicht zu denken, selbst als der Regen später aufhörte, da man auf den schlüpfrigen Wegen nicht hätte gehen, noch weniger reisen können.

Also ein Feuerchen unter den Zelten angemacht, und sich nach Kaffernart darangesetzt, wobei anfangs der Regen immer wieder neue Wege fand, um in kleinen Rinnsalen mir die Kleider zu netzen. Am Abende jedoch war ich wieder ziemlich trocken, und nachdem man wegen des Regens das „Dach“ wieder hatte entfernen müssen, legte ich mich wie abends zuvor zur Ruhe. Bald zerischwammen die Sterne, es fing an zu regnen; wieder und wieder traufte es auf mich herab. Es wurde kälter, mein Mantel war halbnäß, so das Gras auf dem ich lag. Als endlich der Hahn zu schreien geruhte, stand ich auf, kalt und steif. Und wie ich mich umschaute, lag ringsum auf den Bergen tiefer Schnee, der herabkam bis etwa 300 Schritt vor meiner Lagerstätte.

Es hatte zu schneien und zu regnen aufgehört. Auf Schnee hatte ich mich im November (nach deutschen Begriffen Mai) nicht gefaßt gemacht, und mein kranker Kehlkopf mahnte mich, mein Pferd zu satteln, und es

strande auf und nieder. Da auf einmal beginnt in den Lüften ein Rauschen und Brausen. Verwundert schaut der Priester in die Höhe, und — o Schrecken! — da kommt es heran, ein riesengroßes Ungeheuer, ein schwarzer Vogel, über alle Maßen groß, und der schlägt die Fittiche, daß es nur so kracht und dröhnt. Und näher und näher kommt's, zuletzt wird es am hellen Mittag finster und schwarz, denn der ungeheure Riesenvogel, der über dem armen, zitternden und betenden Padri schwebt, verdunkelt die Sonne. Der Ärmste weiß nicht mehr, wie ihm geschieht; arge Gedanken steigen in seiner Seele auf. Sollte es vielleicht gar das „daemonium meridianum“ sein, von dem der königliche Sänger in Psalm 90 spricht, des Dämons Ueberfall am Mittag? Endlich flog das Riesenungeheuer vorüber, die Sonne brannte wieder mit bekannter Tropenglut, der Vogel aber war verschwunden, und alles schien wie ein schrecklicher Traum.



Der verkannte Velozipedist.

Muatta! Muatta! De Scheerenichleifer is narriich wor'n!

talwärts zu führen. Unten war es besser, und bevor es ganz Abend war, ritten wir munter zum Hardenberger Tore hinein, wir, ich und mein treuer Donzil, der alle Freuden und Leiden des Missionslebens mit mir teilt.

Ein Wundervogel.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

Vor ungefähr 400 Jahren war es, nicht allzu lange nach der Entdeckung vom Kap der guten Hoffnung, da besetzten die Portugiesen, der afrikanischen Ostküste entlang, eine Reihe von Häfen und legten daselbst kleinere und größere Festungen an. Das nördlichste Fort war Mombassa. Es wurde aus solch' riesigen Quadern erbaut, daß es heute noch unsere gerechte Bewunderung erregt. Die Festung sollte ein fester Stützpunkt der portugiesischen Macht, namentlich den unruhigen Arabern gegenüber, sein, die seit Jahrhunderten in jenen Gegenden die Oberherrschaft geführt hatten. Auch blieb ein Priester in der Feste, um unter der europäischen Besatzung die Seelsorge auszuüben, eventuell auch Versuche zu machen zur Bekehrung der Araber und der schwarzen Eingeborenen.

Eines Tages nun, kurz nach Mittag, ging der Priester-Missionar, sein Brevier betend, am Meeres-

So zu lesen in einem alten, portugiesischen Werke, das der Vater, dem die Geschichte begegnet, selbst geschrieben. — Der ehrwürdige Senior und Priestergeiz, P. Etienne Bauer in Sansibar, hat die Begebenheit oft und oft erzählt. Meist wurde er von den jüngeren Patres zum Erzählen aufgefordert; wenn dann aber diese eine ungläubige Miene zeigten und von Jägerlatein sprachen, oder einem Schabernak, den man dem leichtgläubigen Portugiesen gespielt, geriet der gute Vater Etienne gewaltig ins Feuer. „So, so steht's in dem Buche geschrieben“, pflegte er zu sagen, „der P. Missionar hat das geschrieben; der hat nicht gelogen. Er hat das Flügelrauschen gehört, hat in dem Dunkel die Angst ausgestanden, hat alles selbst in sein Buch geschrieben, also ist es wahr!“

Was soll man nun von der Geschichte halten? Ist alles von Grund aus erfunden und erlogen, oder ist ein Körnlein Wahrheit daran?

* * *

Anmerkung der Redaktion: Wahrscheinlich haben wir es da mit dem Vogel „Ruc“ zu tun. Dr. W. Sievers schreibt darüber in seiner Landeskunde über Afrika: „Auf Madagaskar und den Mascarenen hat vor nicht langer Zeit eine höchst merkwürdige Vogelwelt existiert, die aber zur Zeit ausgerottet ist. Das waren große Laufvögel, deren Stellette auf Rodriguez und Mauritius, sowie auf Madagaskar gefunden wurden. Auf Mauritius lebte der erst vor einem Jahrhundert ausgestorbene „Dodo“ (Didus eneptus), auf Madagaskar der Aepyornis maximus, von Marco Polo unter dem Namen Vogel „Ruc“ erwähnt; Eier desselben von dem Volumen von 150 Hühnereiern sind im Schlamm gefunden worden. Der Aepyornis war ein strauchartiger Vogel; der Dodo und der auf Rodriguez ausgestorbene Pezophaps solitaria, der Solitaire, eine gigantische Taubenform. Wahrscheinlich haben sie sich infolge des Mangels von Feinden zu flügellosen Laufvögeln ausbilden können.“

Gedächtniskunst. Hausfrau (dem Mädchen die Essigflasche gebend): „Also holen Sie für fünfzig Pfennig echten Estragon — können Sie sich das auch merken?“ Mädchen: „Aber natürlich, gnädige Frau — da brauch ich bloß an meinen Schatz zu denken, der bei der zweiten Eskadron steht!“

Der auf der Rückseite dieser Nummer des „Ver-
giffmeinnicht“ angeführte Mariannhiller Missions-
kalender pro 1911 ist bereits versandfertig. Allen
unseren lieben Beförderern danken wir recht herzlich
für ihre opfermütige Mitwirkung im verfloßenen
Jahre, bei der Verbreitung desselben und richten wir
an dieselben, sowie an die Freunde und Gönner un-
serer Mission die herzliche Bitte, uns in Verbreitung
desselben wieder behilflich zu sein und somit als Hilfs-
missionäre an dem großen Missionswerke regen Anteil
zu nehmen, denn der Reinertrag wird nur für Mis-
sionszwecke, für Ausbreitung unserer hl. Religion ver-
wendet.

Briefkasten.

Kresz, Gschw. Sie gaben uns bei der letzten Sendung wohl
Ihren Namen, aber nicht den Wohnort an, deshalb konnten wir
Ihren nicht antworten und auch den Betrag auf Ihrem Konto
nicht gutschreiben.

Wittschafen. Besten Dank für Ihre genauen Angaben; Sie
machen es ausgezeichnet und ersparen uns manche Mühe.

A. K. Ihre Sendung kam an und ist das Weitere besorgt.

L. A. in P. Sie hatten nicht lange Aufenthalt in Würzburg
und wohnen einer hl. Messe im Dom bei, der in der Nähe des
Bismarckplatzes liegt? Sie sind im Irrtum, diese große Kirche ist St. St.
Jung. Der Dom hat 4 Türme und liegt im Zentrum der Stadt.

H. M. Wir haben keine Buchhandlung, doch besorgen wir
Ihren Auftrag.

A. J., München. Die Stundbilder, von denen Sie schreiben,
befinden sich auf der alten Mainbrücke in Würzburg. Sie werden
durch neue ersetzt. Ihrem Wunsch entsprechend, wird in dieser
Nummer das Bild erscheinen, Sie können sich dann leichter zurecht-
finden.

B. in J. Wenn Sie das Blatt nicht erhielten, so ist es Ihre
Schuld, weil Sie uns Ihren neuen Wohnort nicht angaben und
daß Sie Ihren Namen änderten, weil jetzt verheiratet, woher sollten
wir das wissen?

G. A. Ihr Wunsch ist erfüllt und hoffen wir das beste.

H. Leichenreiter. Ihre Adresse, daß Sie wohnhaft seien: bei
Anna Maria Mandelhuber, geb. Preissendorfer, Wagnermeisters-
Witwe, vis-à-vis von Konstantin Schramberger Schmidbauer in M.
dürfte doch zu lang sein; am liebsten ist uns, wenn man einfach
Straße und Haus-Nummer angibt.

S. B. in A. Zahlungen für die Mission sind nicht an den
Redakteur Kropp, sondern an die oben angegebene Vertretung zu
senden.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen
an: (Veröffentlichung war versprochen)

Cebelen, Montjoie, Gießerbrücke, Dießette, Wipserath, Bensberg,
Weilerwist, Benrath, Wärsen, Eicherscheid, Gelsenkirchen, Widdes-
baven, Batum, Kiefernstadt, Duisburg, Düsseldorf, Hadeswagen,
Wellep, Wiede, Oberzier, Aachen, Kirchellen, Werl, Straßburg,
Oberseebach, Kleinförs, Schlier, Rempten, Hauenstein, Weilheim,
Herbertingen, Höpfingen, Wahlberg, Sand, Christhofen, Sipp-
lingen, Heimentrich, Waltershausen, Bilsed, Neuhausen, Ingilteten,
Jümmenstadt, Lindenberg, Motten, Ottersweier, Oppenau, Nieder-
rieden, Unterallwien, Eichstätt, Kochertal, Deggingen, Heide, Mies-
bach, Berlin, Eichbach, Fedenbach, Künzelsau, Sennheim, Simmer-
berg, Zell i. W., Hochheim, Eiertern, Ehrharts, Mannheim,
Walldorf.

Dankfagungen

gingen ein aus: Grabmühl, Dank der lb. Mutter Gottes, dem
H. Josef, hl. Antonius und Judas Thaddäus für schnelle Hilfe.
H. J., Groß-Siering, Steyr, A. K., W. Sch., Pfahldorf.

Gebets-Empfehlungen.

Um Fürbitte des hl. Antonius in einem Anliegen. Um Wieder-
erhalt verlorenen Geldes. Um Erlangung der Gesundheit für
Mann und Frau. Für einen Sohn, der seine Nierpflicht nicht
erfüllt. Ein unglücklich (in gemischter Ehe) verheirateter Familien-

vater: Josef N. Um glückliche Entbindung, 10mal. Um guten
Hausverlauf und Regelung der Verhältnisse. Jüngling um eine
gute Stellung. Um guten Geschäftserfolg. Ein lauer Priester.
Wiedererlangung ausgelehnten Geldes. Eine gefährdete Pfarr-
gemeinde. Anstellung eines zweiten eifrigen Priesters. Um Glück
in der Lotterie. Guter Ausgang einer Augenoperation. Um
Kinderreigen. Um gute Genesung kranker Personen. Um Erlangung
einer Stelle. Um baldige glückliche Heirat. Um glückl. zufriedenes
Cheleben. Um Gesundheit und guten Geschäftsgang, 2mal. Um
gottwohlgefälligen Lebenswandel. Um glückselige Sterbestunde.
Schwere Familien-Anliegen, 4mal. Schwer Kranke, 2mal. Um
Gesundheit und gutes Examen, 2mal. Schwere Anliegen. Geistes-
kranke, 4mal. Augenleidende. Asthma- und Ohrenleidende. Frieden
in der Familie. Beharrlichkeit und Ergebung in Gottes Willen.
Ungeratene Söhne und Töchter. Schweregeprüfte Mutter. Nerven-
leidende. Zwei Fräulein, um bald brave Männer zu bekommen.
Ein erwachsener Sohn. Anliegen eines Klosters. Um Bestehen
des Examins, 2mal. Gemütskranke. Langjähriges Fußleiden. Ein
Sohn, um mehr Lust zur Arbeit. Ein unbefertigter Sohn. Ein
Arbeiterinnenheim. In großer Bedrängnis, wo Menschenhilfe ver-
gebens ist. Ein schwer krankes Kind, 2mal. Wiedererlangung ver-
lorener Nerven- und Gedächtniskraft. Trunksüchtige. Um guten
Studien-erfolg. Berufswahl eines jungen Studenten. Schwermitige
und Mutlose.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Bohlkäter empfehlen
wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der
Neubekehrten und aller Leser des Vergiffmeinnicht.

Memento!

Von unseren Bohlkättern und Mitgliedern unseres Bohlkäter-
Neßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer
Leser empfohlen:

Dorenz Maier, Kath. Schuur, Barbara Kopp, Kath. Schmälzle
und Bernhard Schuur, sämtl. in Seebach. Ludmilla Kling, Modlos.
Eva Dühnans, Unterwittighausen. Kath. Forster, Mundelbigen.
Wilhelmine Unger, Brud. Comtesse d'Aure, Paris. Wilhelm
Hinterland, Heibingsfeld. Anna Häppler, Donauidrth. Rosina
Stängle, Kresz. Müller und Kath. Oer in Durlangen. Veronika
Picht, Straßburg. Josef Meyer, Erstein. Anna Scheräbl, Thon-
hausen. Nikolaus Maurer, Altheim. Alois Fisch, Unterprechtal.
Kaver Beier, Hofweier. Kathi Reif, Weßbrunn. Maria Schälzle,
Wahlberg. Johann Nepomuk Niedermair, Erolsheim. Karl Marie,
Ueberlingen. Antonia Zimmermann, Sippingen. Schw. Margelinge,
Superiorin, Weisenburg. Barbara Emig, Wahlen. Maria Herbst,
Kaiserslautern. Marg. Hagold, Eichig. Maria Josefa Will, Motten.
Herr Schwab, Königsbrosen. Johanna Jürmann, Landau a. d. Rar.
Karl Kling, Tirschenreuth. Andreas Wolfrum, Makersreuth. Alois
Höring, Rosall. Veronika Krug, Giersheim. Emil Vinzer, Wrl.
Mühlhausen. Antoine Derivaug, Müllerhof. Mathias Murrein,
Degerfelden. Jakobine Haneberg, Haidach. Mathilde Klesse, Schweid-
niz. Hedwig Felle, Breslau. Eleonora Gerst, Gamserschwang.
Kath. Heitmann, Galsanne. Augustin Schmieder und Genovefa Hhl,
Steinach. Damian Grimmel, Wrl. Karlmann Schmeltz u. Josefine
Neuring, Geismar. Karl Jahn u. Joh. Josef Wiegand, Rasdorf.
Christina Schütz, Schleib. Babilina Wingenfeld, Segebach. Fran-
ziska Gagg, Hergensweiler. Herr Kupp, Affamsstadt. Barbara
Alban, Bamberg. Franziska Deschler, Altenstadt. Ehrw. Sr. M.
Adermann. Frau Peters. Johann Krementkamp. Agnes Marzur.
Josef Glabbach. Anna Petterich, Emmerich. Engelbert Lämpen,
Hartefeld. Agnes Vock, geb. Keuchen. Fräulein Louise, Einsiedeln.
Herr Fischer-Fuchli, Wohlen. Valentin Keller, Mammern. Josefine
Niederegger, Basel. Johann Weibel, Affoltern. Katharina Knöpfle,
Schaffhausen. Maria Moser, Arbon. Ludwig Zunderbizi, Schatt-
dorf. Alexius Herzog, Zürich. Moritz Schneider, Goldach. Josefa
und Magdalena Hanimann, Tübach. Sr. Gratia, Oberin, Gohau.
Franz Bösch, Irdring. Oberin der guten Tirtinnen, Budapest.
Agnes Großbrabenreiter, Steyr. Maria Archam, Ehrenbach.
Dechant Johann Huber, Schwannstadt. Bertha Dvany, Pozsony.
Maria Grossauer, Graz. Maria Holzinger, Wartberg. Anna Jusi,
Trautenau. Amalia Temple, Smichow. Josef Unterperlinger,
Lheol, Linz. Karolina Baumgartner, Moosburg. Theres Fohler,
Böhm. Rothmühl. Anton Bohl, Sautens. Josef Dirnberger, Wien.
Franziska Hewelt, Detroit, Mich. Mr Orbeck, Zions, Minn. Anna
Gern, Buffalo, N.-Y. Rev. Father Korfage, Milwaukee, Wis.
Johann und Maria Stuehler, Rochester, N.-Y. Frank A. Diehl,
Chicago, Ill. Ursula Grabat, Carroll, Iowa. Katharina Wein,
Waterford, Wis. Josef Kellinghaus, Beemer, Nebr.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise der Postu-
lanten nach Mariannhill wird voraussichtlich anfangs
September stattfinden.

Soeben erschienen:

Mariannhiller Missions- Kalender pro 1911.

Unser nächstjähriger Kalender hat sich dieses Jahr so zeitig der Presse entwinden können, daß er im fertigen Puz bereit steht, an die Türen aller derer, woselbst er bisher ein willkommener Gast war, anzuklopfen, um freundlichen Einlaß zu bitten. Er möchte aber weitere Bekanntschaften machen, bittet darum seine alten Freunde um diesbezügliche Empfehlung und Einführung.

Als Beilage bringt er u. a. eine sehr hübsche farbige Darstellung

des hl. Herzens Mariä.

Aus der Reihe der zahlreichen schönen Illustrationen seien besonders hervorgehoben

die Gruppe süd-afrikanischer Bischöfe und der Propst von Mariannhill mit seinen 6 Defanen.

Sein reichhaltiger bunter Inhalt (40 Artikel) bringt viele afrikanische Erzählungen:

Das Missionskloster Mariannhill.
Im Kampfe mit den Sulus.
Eine Rundreise in Süd-Afrika.
Sitten und Gebräuche einiger süd-afrikanischer
Kaffernstämme.
Hunger, ein grausamer Gefell.
Aus dem Leben amerikanischer Hinterwäldler.
Der Freitag.
Ein Vorarlberger über Vorarlberg.
Auf Ilandhlwanas blutigem Schlachtfeld.
Eine Episode aus der Geschichte der Ama-Kosa-
Kaffern.
Eine überraschte Wahrfagerin.
Die Sage vom Pelikan.
Erinnerungen eines Waisenknaben.
Unglückliche Priester- und Ordensleute.
Silbernes Jubiläum unserer Missions-Schwester.
Konsekration des jüngsten süd-afrikanischen Bischofs.
Von Gott verlassen.
Muttertreue und Muttermut.
Das Märchen von der Armut.

Der Savonarde und der Erzbischof.
Von Kapstadt nach Mariannhill.
Vor dem Gnadenbilde.
Auf der Löwenjagd.
Im Garten.
Ein Lauf ums Leben.
Die Hunde im Dienste der Polizei.
Die Welt in Zahlen.
Unter den Menschenfressern und den Zwergen.
Die Eisenbahnfahrt und der Hut.
Gegen trockene Weihwassergefäße.
Der Wilderer.
Frau van Hooglands Traum.
Was ist Größe?
Aus dem Tierleben der Berge.
Auf der Krokodil-Farm.
Die Einschienenbahn.
Der Zug der Vögel.
Gegengift bei Schlangenbiß.
Gemeinnütziges.
Märkteverzeichnis.

Der Kalender ist von den Beförderern unserer Mission, sowie von den im „Vergißmeinnicht“ angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 0.50 M., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Einzeln per Post zugesandt für Deutschland 0.60 M., für Oesterreich 70 Heller, für die Schweiz 70 cts.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.